

www.e-rara.ch

Oberrheinische Mannigfaltigkeiten

Gränicher, Samuel

Basel, 1781[-1784]

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: UBH Falk 464

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-96684>

[Erster Jahrgang] Erstes Vierteljahr. 1781

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

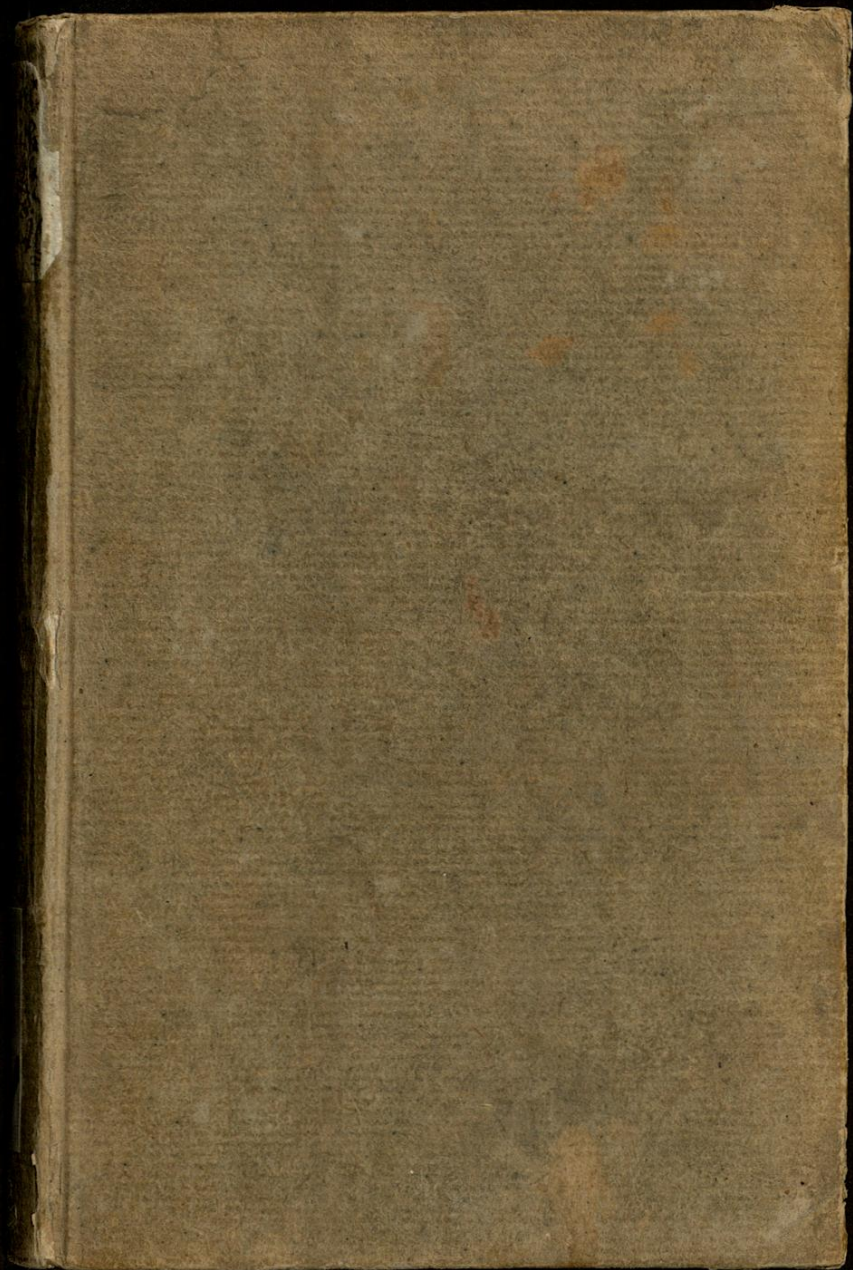
e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

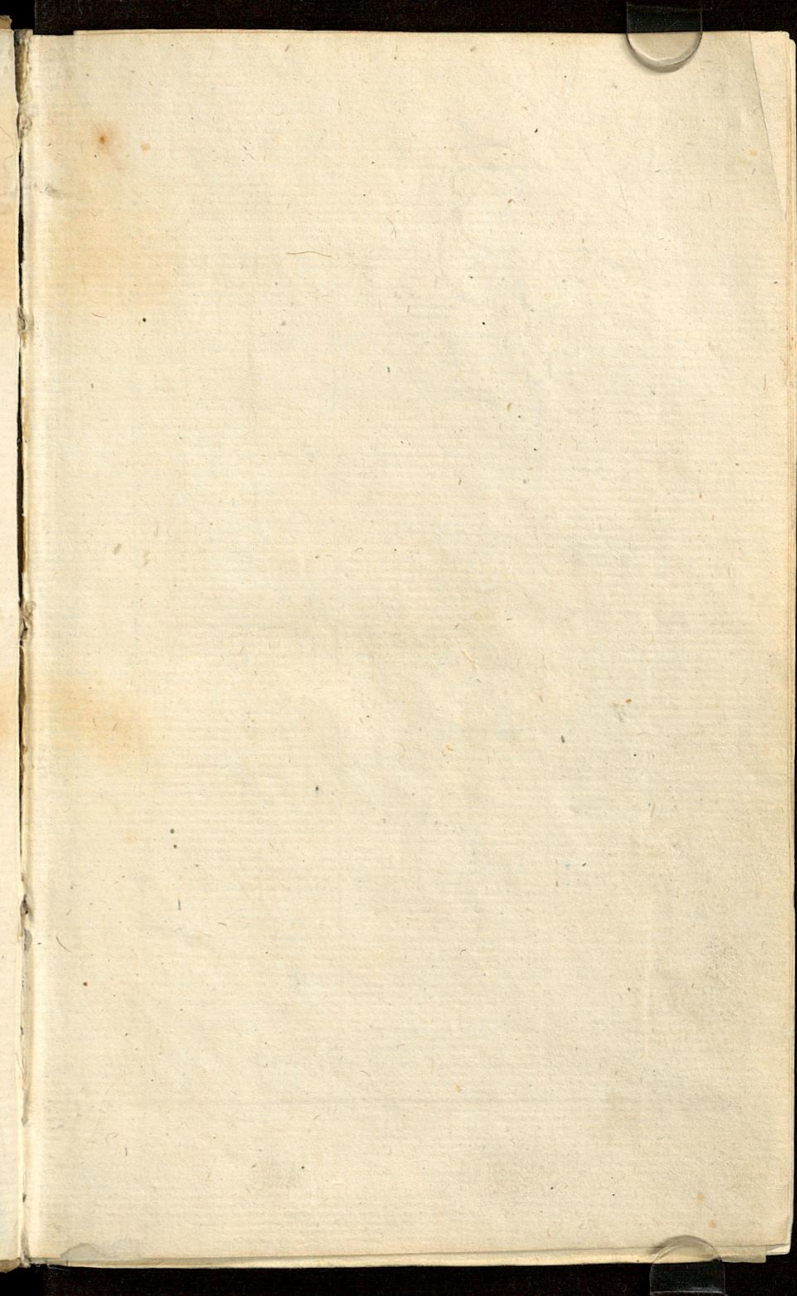
Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

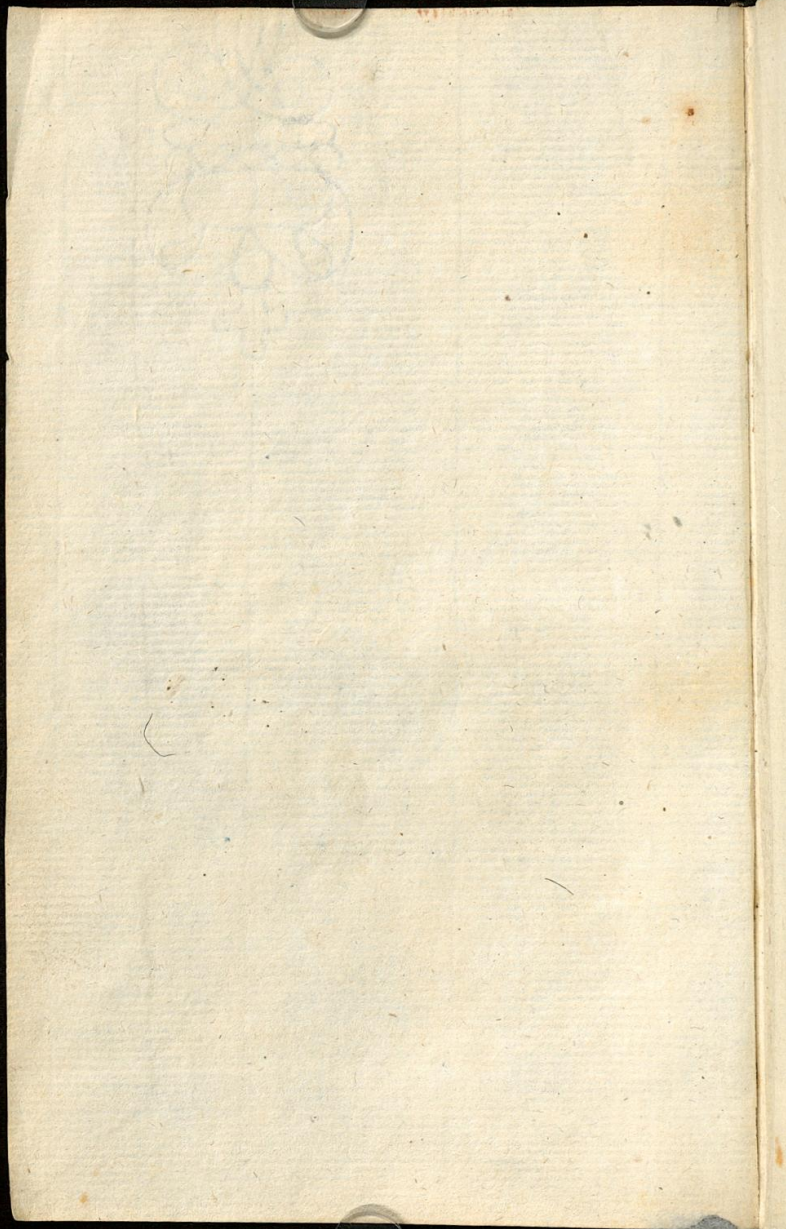
Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

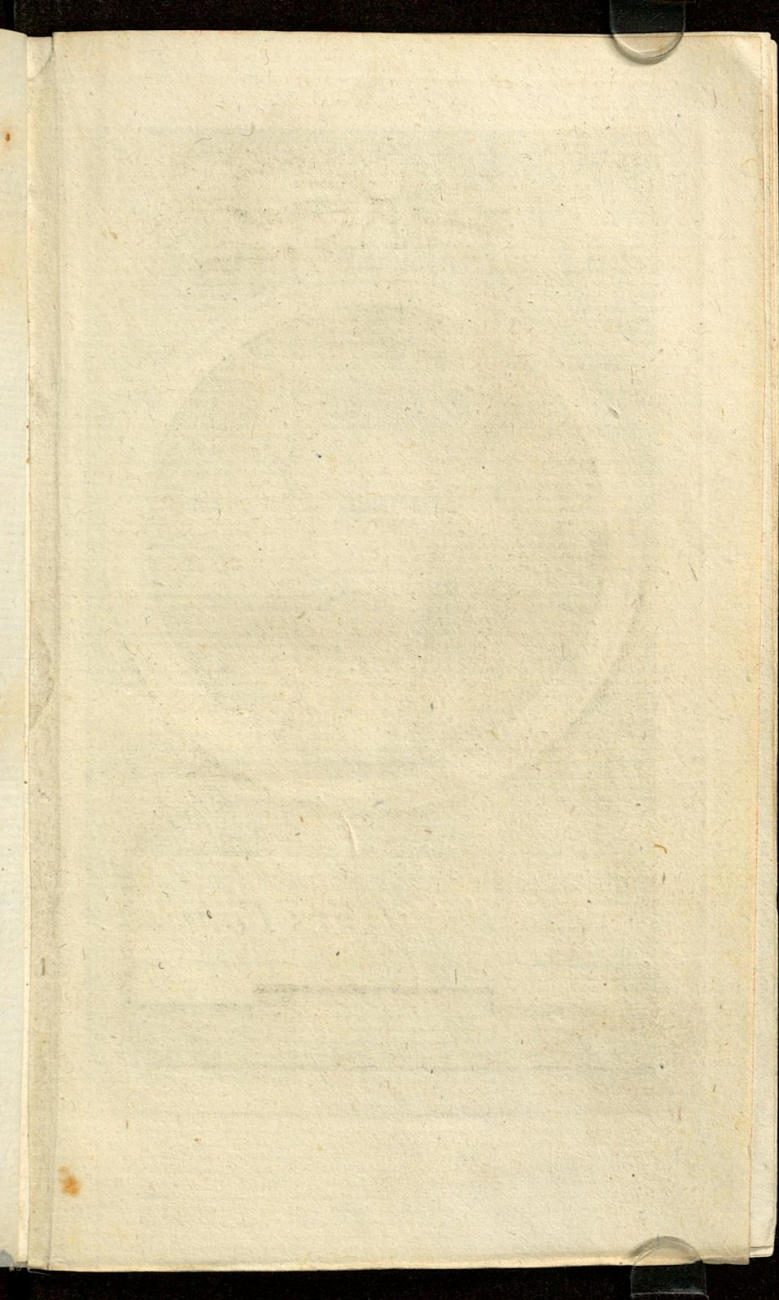
Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Falk. 464









CAPTAIN, JAMES COOK.

Oberheinische
Mannigfaltigkeiten.
Eine
gemeinnützige Wochenschrift.

Erstes Vierteljahr.



Basel,

bei Joh. Jacob Thurneysen, Jünger, 1781.

Kirchenbibliothek
Basel.

Oberrheinische Mannigfaltigkeiten.

Erstes Stück.

Montags am 28. May 1781.

In einer Gesellschaft von Freunden, entstand die Frage: ob es den Wissenschaften überhaupt und der Vermehrung menschlicher Kenntnisse, nützlich oder schädlich sey, ihre Ausbreitung durch die Ausgabe einer Wochenschrift zu suchen? — und das Resultat war beinahe einstimmig: „Daß eine Wochenschrift, die nicht bloß auf trockne Moral sich einschränke, (die man in so vielen Werken dieser Art, vorgetragen findet) sondern: die auch wahre Facta aus der Geschichte und aus dem gemeinen Leben, practische Wahrheiten aus dem weiten Felde des Naturreichs, der häuslichen Oekonomie, und solche Thatfachen zum Inhalt ihrer Blätter machen würde, die jeder unbefangene Leser benutzen könne, nicht allein sehr brauchbar, sondern auch zur Verbreitung menschlicher Kenntnisse dienlich seyn müsse.“

Nachdem dieses anerkannt, und der Mangel eines solchen Blattes in den hiesigen Gegenden und der zu



hoffende Nutzen bei dem Publicum, in das gehörige Licht war gesetzt worden: so vereinigte sich eine Anzahl Glieder aus dieser Gesellschaft zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke, den hiesigen Gegenden am Oberrhein, das ist, in der Schweiz, im Elsass, im Breisgau und in den Badenschen Ländern — wöchentlich einen Bogen zur Unterhaltung, zum Unterricht und zum Vergnügen anzubieten.

Damit wir unsre Absichten, allgemein nützlich zu werden, so viel möglich erreichen, und die Lectüre unter allen Ständen, in der Stadt wie auf dem Lande, befördern: so sind wir entschlossen, ausser unsern eigenen Aufsätzen, auch Auszüge aus den besten deutschen und andern Journalen zu liefern, die in fremden Sprachen geschrieben sind und aus den entfernten Gegenden mit schweren Kosten verschrieben werden müssen; sie können ihrer Kostbarkeit wegen von vielen nicht gelesen werden, enthalten oft uninteressante Sachen; und aus dieser Menge wollen wir das gemeinnützigste ausheben und liefern, und dadurch unsern Lesern viele Unkosten sparen.

In wie viele Länder und Städte teilt sich nicht unser liebes Deutschland ein, (wenn wir auch auswärtige Länder nicht einmal anführen wollen) die mit Journalen und periodischen Blättern gleichsam



überschwemmt werden; und die theils den hiesigen Gegenden völlig unbekannt bleiben, oder, theils zu theuer sind, um sich alle anschaffen zu können. Wenn wir also eine gute Einteilung beobachten, so hoffen wir den Beifall des Publikum zu verdienen. Es versteht sich, daß ganz bekannte Werke dieser Art, davon ausgeschlossen seyn, um den Leser nicht zu nöthigen, einerlei Sache, zweimal zu bezahlen.

Eine Probe von unserer Auswahl zu geben, um einiger massen davon auf die künftigen Stücke schließen zu können, liefern wir in den ersten Stücken, des Herrn Prof. Leidenfrosts Abhandl. über die Diät &c. und des berühmten englischen Weltumseglers, des Herrn Capitain Cooks Lebensbeschreibung, aus authentischen Quellen geschöpft — beide sind so wichtig und unserm Endzwecke zu sehr angemessen, als daß wir nicht eine befriedigende Unterhaltung den geneigten Lesern versprechen dürften!

Hier ist unsre Einrichtung, die zugleich mit dem ganzen Plan, statt einer Einleitung dienen kann:

Abhandlungen über allerhand Materien, theils Original, theils Uebersetzung. Züge aus dem Leben merkwürdiger Personen. Anekdoten. Ueber alte und neue Moden in Kleidertrachten. Scenen aus dem häußlichen Leben. Erzählungen.



Natürliche Geschichte. Auszüge aus theuren Büchern, über einzelne Gegenstände. Auszüge aus Briefen, Gedichte &c. Am vorzüglichsten werden wir die neuesten Bemerkungen der Reisenden benutzen, die uns am ersten mit den Sitten, Gewohnheiten, Gebäuden, Sprachen, Eigenschaften, Naturproducten, Handel und Wandel &c. fremder Völker, sie seyen uns nahe oder ferne gelegen, bekannt machen können. Dies sind die unerschöpflichen Gegenstände, die dem Menschen auf sich und auf alles, was ihn umgibt, Aufmerksamkeit verschaffen.

Schlechterdings bleiben alle abstracte Wissenschaften, und satyrische Aufsätze über Staaten, Länder, Städte und Gegenden, wie auch über einzelne Personen, völlig ausgeschlossen. Wir wollen hier kein Magazin von Ungereimtheiten und abgeschmackten Spöttereien errichten — die nicht den geringsten Nutzen würden.

Dies Blatt ist also vielen, besonders aber solchen Personen bestimmt, denen ihre Geschäfte oder Umstände nicht erlauben, alle periodische Producte oder grössere Werke zu lesen oder sich anzuschaffen. Darunter zählen wir auch unsre lieben Leserinnen! Es gibt Frauentimmer, denen das Lesen eines nützlichen Buchs, ihre liebste und angenehmste Erholung von den häuslichen Geschäften ist. Wir werden



Daher in unsern Aufsätzen sehr oft Rücksicht auf sie nehmen, der Erweiterung ihrer Kenntnisse fort zu helfen: Groß ist auch die Anzahl solcher Leser, die keine Zeit haben, das Lesen mit dem Studium zu verbinden; denen wird durch dieses Blatt die nützlichste, lehrreichste und angenehmste Lectüre angeboten, ihren Geschmak zu verbessern, neue Kenntnisse zu sammeln und ihrem thätigen Leben Nahrung zu verschaffen.

Ob wir der Erwartung unser Leser entsprechen werden? — das wollen wir hoffen, und am Ende des Jahrgangs fragen. Jetzt können wir nur sagen, daß jede periodische Schrift vollkommener wird, je weiter sie fortrückt. Genug für uns, wenn wir durch unsre Auswahl so viel Abwechslung und Mannigfaltigkeit hinein bringen, daß dieses neue Institut nicht zu den Entbehrlichen gerechnet wird; wir bitten also uns nur nach geendigtem Jahrgange und nicht nach den ersten Blättern zu beurteilen.

Zu mehrerer Verschönerung des Werks sollen auch zuweilen Kupferstiche geliefert werden; die Menge unser Abonnenten wird ihre Anzahl bestimmen.

Alle Montag wird ein Bogen auf diesem Papier gedruckt erscheinen, und ausgegeben werden. In Straßburg und Basel kann man versprechen,



sie wöchentlich Postfrei zu liefern. Kann das auch an andern Orten geschehen, so wollen wir's mit dem größten Vergnügen bekannt machen.

Beiträge und alles was zur Ausführung oder mehrerer Vervollkommnung des Plans dieser Wochenchrift behülflich seyn kann, wird man mit Dank annehmen; wir erwarten sie franko (wenn das seyn kann), und unter der Adresse des Verlegers nach Basel.

Man pränumerirt auf ein Vierteljahr mit dem geringen Preis von 30 französischen Sols oder mit vierzig Kreuzer; in Strasburg, bei Herrn Stein, Buchhändler und in Basel, beim Verleger.

Am Ende des Jahrgangs wird der Haupttitel und über das Ganze ein Register geliefert, dabei sollen die resp. Namen unserer Pränumeranten mit abgedruckt werden, (wenn sie es uns nicht ausdrücklich verbieten,) um deren gefällige vollständige Anzeige wir bitten.

Auswärtige können sich direct an den Verleger, oder an die Freunde wenden, die sich mit der Sammlung der Pränumeration beschäftigen wollen, oder auch an die jeden Orts sich befindenden Postämter und Buchhandlungen zc. und sich mit diesen wegen des Porto's vergleichen.

Revolutionen

in der Diät

von Europa, und von Deutschland besonders,
seit 300 Jahren.

(Vom Hr. Professor Leidenfrost zu Duisburg.)

Gleichwie Europa, und vornemlich dessen Nordische Reiche, seit 300 Jahren her sich in der Speise ungemein verändert hat: so ist es auch in der Art des Trinkens von der alten Weise viel abgegangen. Unsre alte Vorfahren pflegten des Morgens und Vormittags gar nicht zu trinken; sondern sie aßen ihr Brod entweder trocken, oder mit wenig Salz bestreut, und die es haben konnten, mit Butter, einige auch mit Honig, bestrichen. Bei dieser trocknen Nahrung dursteten sie nicht, indem die Natur den nöthigen Speichel- und Magensaft zur Verdauung genugsam darreichte: denn sie schwitzten auch weniger, und behielten also ihre eigene Feuchtigkeit bei sich, ohne solche durch beständiges Zugießen fremder Säfte unterhalten zu dürfen. Ein alter Deutscher trank auch des Mittags nicht, ausser vielleicht bei grossen Gastmahlen; sondern er behalf sich mit der Suppe vom Fleisch, oder von seinem damaligen schlechten Gemüse, welches vormals mit weitläufigen und langen Brühen gekocht, und das Gemüse mit Löffeln gegessen wurde, damals gut schmeckte, dem heutigen Geschmaek aber sehr entgegen ist. Dazu aß er trocknes gebratenes oder geräuchertes Fleisch, mit Brod oder Kuchen, ohne Bier



oder Wasser zu gebrauchen. Den ganzen Nachmittag tranken unsre Vorfahren nichts: sie nahmen aber um 4 Uhr, gleich wie des Morgens, ein Stück trocknes Bröb, oder assen ein Stücklein rohen Speck mit Salz dabei, bis des Abends, da nach verrichteter Feld- und anderer Hand-Arbeit, und genossenen Milch-Speise, oder anderer dünnen Kost, sich der gemeine Mann, ohne zu trinken, bald nach Bett verfügte, der Reichere aber in Gesellschaft mit seinen Nachbarn eine Kanne gutes Bier austrank, ja darinn zuweilen etwas ausschweifte: so daß unsern Vorfahren die Trunkenheit vom Bier, (denn der Wein war damals bei uns sehr wenig zu haben,) so gar als ein gemeines Laster, zur Angebühr, weil es nur von den wenigsten und selten geschah, vorgeworfen worden. Auf solche Weise, nemlich mit sehr wenigem täglichen Trinken, leben noch heut zu Tage diejenige Völker, die wegen ihrer Lage, mit dem ausländischen Commerz, und den daraus entsprungenen neuen Gewohnheiten, weniger Gemeinschaft haben: als in Böhmen, Baiern, Franken, Thüringen, Hessen, Wetterau und die Alp-Schweizer.

2. Nachher ist ein erschrecklich böses Uebel im Trinken aufgekommen, nemlich der sogenannte Fusel oder Brantwein. Die Araber haben ihn erfunden, und Anfangs sehr geheim gehalten, nachher hat ihn Raymund Lullius, dieser berühmte Polyhistor der damaligen Zeit, auf der Insel Majorca machen gelernt im Ende des dreizehnten Säculi, und ihn Aquavita genannt. Um welcher Kunst willen man dem Raymund schuld gegeben, er besitze den Stein der Weisen, die allgemeine Medicin,



weil man sich von den Kräften des Branntweins, der wirklich, zu wenig Tropfen genommen, oder nur daran gerochen, des Menschen Kräfte wunderbar erhebt und stärkt, den Begriff machte, daß er dem Menschen das Leben geben, und ihn von allen Krankheiten befreien könnte. Und wirklich, so lange der aus Weinhefen gemachte Branntwein noch selten und theuer und ein Geheimniß war, und nur als ein grosses Medicament zu wenig Tropfen eingegeben wurde, that derselbe oft wundervolle Wirkung. Es hatte aber Arnold de Villanova, ein damals berühmter und gelehrter Arzt, von dem Raymund, die Kunst, Hefenbranntwein zu machen, abgesehen oder erlernet: und von diesem erfuhren es einige Genuesische Kaufleute, welche sofort ansien gen, Bucher damit zu treiben, und diesen Trank in grösserer Menge machen zu lassen; da er dann in kleinen Gläsern, wie eine Arznei, in ganz Europa versandt und theuer bezalt wurde. Es erfanden auch die Genueser, daß man, in Mangel der Weinhefen, aus andern saftigen Früchten, ja sogar aus Mehlwerk, einen ähnlichen Trank bereiten könnte. Alle diese Geheimnisse sind nachher beim Verfall des Genuesischen Handels, sonderlich im fünfzehnten Sæculo, entdeckt, und in andern Landen bekannt und nachgeahmt, und dieser schädliche Trank mit gröstem Mißbrauch eingeführt worden. Der erste, welcher, so viel ich weiß, die Bereitung des Branntweins in Schriften bekannt gemacht, ist der in der Mitte des fünfzehnten Sæculi berühmt gewesene Medicus, Michael Savonarola, dessen sehr rares Tractätlein: Von der Kunst den einfachen und zusammengesetzten Branntwein zu verfertigen,



(de arte conficiendi aquam vitæ simplicem & compositam)
 A. 1532. zu Hagenau im Elßaß wieder aufgelegt worden, und zu Einführung der Brantwein-Brennerei in Frankreich und Deutschland gar viel beigetragen hat: und habe mich gewundert, mit welchen Lobsprüchen dieser Mann den Gebrauch dieses Tranks dem Markgrafen Leonelli von Este, zu Erlangung langen Lebens und steter Gesundheit, angerathen habe. Vor dieses Mannes Schrift findet man zwar etwas hie und da; als beim Arnold de Villa nova, und beim Thaddäo Florentino, vom Nutzen dieses feurigen Wassers: aber nichts vom Geheimniß seiner Verfertigung. Man würde aber heut zu Tag schlechten Dank verdienen, wenn man wie, Savonarola von den Lebenden seiner Zeit gethan, so viel berühmte Männer, und selbst Fürsten, als große Liebhaber des Aquavita gleichsam in einem Catalogo aufführen wollte. So viel ist gewiß, daß nachdem dieser Trank so allgemein, und sonderlich des Morgens getrunken worden, ausser andern noch viel größern Nebeln, nemlich der Berauschung und der Unterdrückung aller vernünftigen Seelen-Kräfte, insonderheit auch der Durst bei den Menschen zugenommen, und die Verdauung der Speisen aber abgenommen habe. Denn weil der Brantwein sehr austrocknet: so verlieren die Säuser desselben alle natürliche Säfte, und sind gezwungen, durch häufiges Trinken die Auflösung der wenigen Speisen, die sie genießen können, zu befördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

— — — — —

Einige Lebensumstände von dem berühmten Welt- umsegler, Capitain James Cook.

Es gibt wohl wenige Menschen, denen der Englische See-Capitain Cook unbekannt geblieben, — sollte man ihn auch nur aus Zeitungen kennen, — und wem dieser verdienstvolle Mann bekannt worden ist, der nimmt Theil an seinem traurigen Schicksale. Wer ist ihm nicht gern auf seinen Reisen gefolgt? wem hat seine Standhaftigkeit bei den größten Gefahren, sein unerschütterter Muth bei den schauderhaftesten Ausritten, seine ausgebreitete Kenntniß in allen einem Entdecker so nöthigen Wissenschaften und seine Welt- und Menschenkenntniß — nicht wahrhafte Bewunderung abgeloct? Wer kann bei seinem schreckenden, schaudervollen Ende, ungerührt bleiben?

Ein Mann, der die Aufmerksamkeit fast aller Nationen auf sich gezogen, verdient von uns Deutschen näher gekannt zu werden, als bisher geschehen ist. Wer ihn allein aus seinen Reisen um die Welt kennt, kennt ihn bei weitem noch nicht genug. Es waren dieses freilich die Unternehmungen, die seinen Ruhm so weit verbreitet haben, aber ausgebreiteten Ruhm hatte er schon lange vor jener Zeit verdient. Gegenwärtiger Aufsatz enthält in einer getreuen Erzählung, alles, was von diesem außerordentlichen Mann bekannt worden ist; seine Tugenden, neben seinen Fehlern aufgestellt — jene, ohne rednerischen Schmuck, dessen sie nicht bedürfen; und diese, ohne gesuchte Entschuldigung, die sie nicht vertragen. Etwas, das den Namen eines Lasters verdiente, ist keinem der Schriftsteller vorgekommen, die ihn entweder von Person gekannt, oder



aus seinen Reisen und andern Schriften erst kennen gelernt; und von ihm geschrieben, haben.

Die Sammlung der Seereisen von Hawkesworth, die durch die Haude- und Spenerische Buchhandlung zu Berlin, in Großquarto, mit der äuffersten typographischen Schönheit und mit allen kostbaren Kupferstichen versehen, unserm Deutschlande in einer Uebersetzung gegeben worden; und die durch verschiedene Auszüge und Nachdrücke in jedermanns Hände kamen, und von jedermann mit der größten Bewunderung gelesen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen sind: diese haben unter uns diesen grossen Mann zuerst bekannt gemacht, und seinen Ruhm gegründet — und durch die Forsterische Reisen, die in eben diesem Verlag als eine Fortsetzung herauskamen, noch mehr erhöht und befestigt. Wie angenehm wird nicht allen Lesern die Nachricht seyn, daß seine dritte Reise um die Welt, die durch verschiedene Umstände, noch merkwürdiger und interessanter ausgefallen ist als die vorhergehenden, auch unter dem Geräusche des Krieges und Kriegesgeschrei, bereits zu London unter der Presse sey, und daß man sie uns Deutschen in einer guten Uebersetzung, auch bald versprechen darf! —

Der berühmte Herr Professor Lichtenberg zu Göttingen, und der Herr Professor Forster zu Cassel, der den Capitain Cook, auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitete, und folglich ein Augenzeuge der Thaten und Handlungen des Mannes war, von dem wir hier einige Facta erzählen wollen, diese sind uns für die Authenticität dieser Lebensumstände Bürge. Noch mehr — zwei Matrosen — zwei Deutsche, die unter dem Capitain Cook



Die dritte Reise gemacht und ihr Vaterland nun wieder besucht haben: diese haben Herrn Forster in den Stand gesetzt, eine vorläufige Nachricht: von dem Inhalt der Beschreibung dieser dritten Reise, zu geben. Diese Nachricht ist mit dem Leben unsers Helden — und wer will ihm Heldenthaten, und Heldenmuth abstreiten? — zu sehr verwebt, als daß wir nicht davon hätten Gebrauch machen, und besonders die Todesart und der damit verbundenen Umständen unsers Entdeckers, daraus erläutern und bestimmter angeben sollen!

Zwei Deutsche — Heinrich Zimmermann aus Speyer und Barthold Lohmann aus Cassel, haben der letzten Entdeckungsreise der Engländer als Matrosen beigewohnt. Auf der Rückreise nach ihrer Heimath, sprachen beide mit Herrn Forster zu Cassel — welches Gefühl für den lieben Mann, der selbst diese Reise gethan! — das Resultat ihrer Unterredungen teilen wir mit.

Ehe wir noch den Anfang machen wollen, von Herrn Cook zu reden, werden unsre geneigte Leser erlauben, noch ein paar Worte von der Ausgabe dieser letzten Reise, die nicht durch den Tod des Capitain Cooks allein, in der Weltgeschichte unvergeßlich bleiben wird, bekannt zu machen.

Das, was der Herr Professor Pallas zu St. Petersburg, an den Herrn Ober-Consistorialrath Büsching zu Berlin, gesandt, und letzterer in seinen wöchentlichen Nachrichten bekannt gemacht hat, ließ uns so wenig als es ist, vermuthen, daß diese letztere Reise, unendliche Vorzüge vor den erstern erhalten werde; und diese Muthmassung wird durch die Erzählung der beider



Matrosen ziemlich bestätigt. Man darf sich von der Lage und Beschaffenheit der Westamerikanischen Küsten und der Durchfahrt nach Ostindien oder der Meerenge zwischen Asien und Amerika, die so oft bezweifelt, so oft versucht und durch den Capitain Cook endlich aufgefunden und befahren worden ist, die genauesten Nachrichten versprechen. Die lange Dauer der Fahrt, und der grosse Kreis, worinn diese neue Entdeckungen gemacht wurden, lassen auch wahrscheinlich interessantere Ausstritte glauben; besonders durch die Entdeckungen neuer Inseln und Völker, wovon wir etwas wenigens anführen können; indem diese Reise sich diesmal zu beiden Seiten des Aequators, beinahe gleichweit nach jedem Pole hin, erstreckt hat. Die Wichtigkeit derselben wird durch die Schilderung der Sitten, Religionsgebräuche und andere umständliche Nachrichten der neuentdeckten Völker, erweitert. Ferner sandte der berühmte Herr Banks auf seine Kosten, den Herrn Doctor Nelson mit, um für ihn die Naturproducte zu sammeln — ihn begleitete ein sehr geschickter Künstler aus der Schweiz, Herr Webber, um die Ausichten, Landschaften u. zu zeichnen. Der Astronom Bailey hat mit Hülfe und durch Unterstützung des gelehrten Capitain Kings, mit der unermüdensten Sorgfalt die Häfen und Dörter so genau als möglich bestimmt — kurz, es ist alles angewendet worden, was zur Verbreitung der Wissenschaften, der Künsten und Menschenkenntniß dienen kann; und man darf sich auf alle Fälle sehr vieles davon versprechen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Oberheinische Mannigfaltigkeiten.

Zweites Stück.

Montags am 4. Jun. 1781.

Fortsetzung von Herrn Professor Leidenfroßs Revolutionen in der Diät.

3. Nun ein Wort von den Gewürzen, die uns Indien liefert. Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Schöpfer einem jeden Lande dieses Erdbodens diejenige Dinge, die zur Erhaltung der Gesundheit dienen, umsonst und wild wachsend geliefert habe. Von den Speisen, die zum Unterhalt des Lebens dienen, ist zwar dieser Satz falsch: denn diese zu erlangen, ist dem Menschen die Arbeit im Schweiß des Angesichts auferlegt; und wir würden schlecht zurecht kommen, wenn nicht jährlich mit großer Mühe der Acker und der Garten bestellt, das Hausvieh gewartet, und die davon gewonnene Nahrung durch Kochen, Braten, Bräuen und andere tägliche arbeitsame Bereitung zum Unterhalt des menschlichen Geschlechts zugerichtet würde. Aber mit Erhaltung der Gesundheit ist es anders beschaffen: zu welchem Ende der gütige Gott jedem Lande seine eigene so zu sagen medicinale Kräuter gegeben, welche ein Arzt, der denkt und mit Einsicht handelt, fast in allen Umständen den fremden vorzuziehen Ursach findet; und nur in wenigen Fällen, und zwar vornemlich



nur in solchen Krankheiten, die durch Anstecken von fremden Völkern zu uns gekommen, sich fremder Mittel zu bedienen nöthig hat. Den im heissesten Himmelsstriche wohnenden, und also um der grossen Hitze willen zur Fäulung ihrer Säfte stets geneigten Indiern und Bewohnern der Moluckischen und andrer da herumliegenden Inseln, sind die starken Gewürze des Pfeffers, der Nelken, Cardamomen, der sogenannten Muskatblumen und dergl. geschenkt, welche sie als einen Balsam, ihr faulendes Blut zu balsamiren, nöthig haben. Nachdem aber diese Gewürze durch die Handlung so häufig und so überflüssig in unser gemäßigtes und theils kaltes Europa gebracht, und von allen und jeden, sonderlich reichen Personen, als etwas neues und theures, auch weil es den Geschmack reizt, den Appetit reizt, und die Leidenschaften erregt, beliebt worden; die Gewürze aber die Galle vermehren, die Säfte schärfen, Hitze machen, Durst erregen; so seh ich dies als einen zweiten Grund an, warum heut zu Tage überhaupt mehr getrunken werden muß, als bei unsern Vorfahren, und bei denen noch jeko lebenden Deutschen, die wegen Entlegenheit der Derter nicht viel Indische Gewürze besitzen. Denn es ist gewiß, daß nach meinem ersten Satze (1), der Mensch hier in Deutschland, wenn er sich selbst nicht verdirbt, nicht nöthig habe, so viel zu trinken, und wie eine Gans den Schnabel stets im Wasser zu haben: weil wir die nöthigen Säfte zur Verdauung der Speisen innerhalb in uns und mit uns führen.

4. Unter die Veränderungen der Diät von Europa gehöret auch der Zucker. Nachdem die Canarischen

Eilande und Madeira, und das ungeheure Land vom südlichen Amerika, den Europäern bekannt und unterthan worden waren: wußten die Spanier und Portugiesen diese erstaunliche Ebenen nicht zu nutzen. Sie brachten daher allerlei bisher nur wenig gebrauchte Dinge, und unter andern aus Griechenland das Zuckerrohr, dahin; und ließen durch die aus Afrika entführte schwarze Sklaven mit unseliger Arbeit dessen Saft auspressen, lernten nach und nach das liebliche und höchst angenehme Salz des Zuckers in allerlei Gestalten bereiten, und führten es nach Hause. Die Holländer und Franzosen folgten in den kleinen Besitzungen, die sie sich in jenen Landen verschafften, nach, und brachten Berge von Zucker nach Europa; dessen Einwohner sich an dieses verführerische Salz bald so gewöhnten, daß sie ohne solches kaum leben zu können glaubten. Jung und alt, vornehm und gering, braucht jetzt erstaunlich viel Zucker. — Ich will dieser schönen Waare ihren Werth nicht benehmen. Ich habe gute Ursach zu glauben, daß das wesentliche und eigenthümliche Salz des thierischen Leibes nicht ein flüchtiges Alkali, auch nicht, wie Boerhave meinte, ein *Sal amoniacum*; sondern eine Art von Zucker sey. Denn eines gesunden Menschen Blut, Nervensaft, Milch, Fett, ist von Natur alles süßlich; und man kann aus der Milch einen wahren Zucker kochen. Wenn aber dies süßliche Salz in uns bitter und scharf wird; so stößet es die Natur unter dem Namen von Galle und Urin von sich, und sucht aus dem Mehl, aus den Baumfrüchten und Gemüßen, auch frischem Fleisch, denn alle diese Dinge sind mehr oder weniger süß, einen neuen Zucker: daher in den schleimigen und schwarz-



gallichten Krankheiten, die einer salzigen Auflösung nöthig haben, der Zucker eine vortrefliche Arznei, auch bei mäßigem Gebrauch den gesunden, vornemlich alten Leuten, sehr nützlich seyn kann. Aber alles Ding hat sein Maas: und bei überflüssigem Gebrauche des Zuckers, zumal in der Jugend, wird die Materie der Galle und des urinhafteu Salzes vermehrt, Hitze erregt, Würmer erzeugt, die Zähne und andre Knochen angegriffen und aufgelöst, Durst hervorgebracht und der Mensch auch hiedurch zu häufigerm Trinken, als eigentlich die Natur erfordert, gereizet.

5. Nicht unbillig wird auch unter die Gelegenheiten und Ursachen, warum die Menschen jezo mehr als vor diesem trinken müssen, der Toback, insonderheit dessen Rauchen, gerechnet: da auch diese Gewohnheit vorher in Europa unbekannt gewesen, und von den Amerikanern zu uns gekommen, auch vom größten Theil des männlichen Geschlechts von allerlei Ständen so sehr beliebt worden ist. Der Tobackrauch hat etwas Schmerzstillendes und die Sinnen betäubendes in sich, daher stilltet er, bei mäßigem Gebrauch, die Leidenschaften, benimmt die Unruh des Gemüths, mäßigt den Verdruß und Sorge, macht munter und in etwas fröhlich; und wie der Wein der Poeten Pferd ist, so kann, nach Morhofs Einfall, der Toback ihr Esel seyn, darum lieben ihn die Studirende. Aber weil er zugleich eine Brechenmachende Eigenschaft hat: so macht er Ekel der Speisen, unterdrückt den Hunger, nöthigt zu vielem Ausspeien, trocknet den Menschen, und beraubt ihn seines natürlichen lymphatischen Saftes. Daher muß man bei und nach dem Tobackrauchen, wie jedermann weiß, oft und viel trinken.



6. Endlich kommt als eine Ursache der heutt zu Tag mehr üblichen nassen Diät noch die Gewohnheit hinzu. Die Kinder sehen von den Aeltern, daß sie nicht nur bei der Tafel, sondern vielmehr von Morgen an bis zum späten Abend, oftmals und ohne dabei zu essen, allerlei Getränke zu sich nehmen. Die Kinder ahmen nach: sie glauben, es müsse so seyn, kommen in die Uebung, die Gewohnheit wird zur andern Natur: sie können es nicht mehr lassen, sie müssen trinken.

7. Als nun, vor der Mitte des verwichnen Jahrhunderts, die Europäer ihren Handel und Gewerbe bis in das äußerste Ende des Morgenlandes, nach Sina und Japan, ausbreiteten: so fanden sie daselbst mit größter Bewunderung eine ganz andre Art Volk, als sie bis hiehin, bei der Umschiffung des vöchischen Afrika und wilden Asiens, angetroffen hatten. Sie fanden Leute, welche wie die Europäer waren, gesittet, gelehrt, in Künsten und Wissenschaften erfahren, fleißig, grosse Baumeister, feine Handarbeiter, prächtig in Kleidung und Speisen, niedlich in dem Geschirr der Haushaltung vom herrlichsten Porcelain; dabei höflich, Gastfrei, Handelsleute von undenklichen Jahren her: und diese vortrefliche Nation trank — Thee. Auch dies war neu. Alle Völker der Erden tranken kalt, die Sineser tranken kochend-heißes Wasser. Man trank mit ihnen; man fand sich dabei so wohl, so leicht, so ermuntert, so geschickt zum Denken, so ungehindert in der Arbeit, so wachsam, daß dieser Gebrauch die Aufmerksamkeit aller Verständigen sofort auf sich zog. Das warme Trinken hatten bisher in Europa die Aerzte nur den Kranken angerathen; Gesunden hielt man es für schädlich:



ja selbst nur in wenigen Krankheiten erlaubte man warmes Getränk, vornemlich den Schweiß zu befördern.

8. Die Sineser schreiben die Erfindung des Theegetränks einem ihrer Heiligen, Namens Darma zu, der ungefähr 500 Jahr nach Christi Geburt gelebt haben, und aus den westlichen Gegenden als ein Fremder nach Sina gekommen, und daselbst die Erkenntniß des wahren Gottes gelehrt, auch durch grosse Enthaltung, und stete Dämpfung aller seiner Leidenschaften, dem Volk ein gutes Exempel gegeben, vor sich aber in Betrachtung und Liebe des höchsten Guts die Tage und Nächte zugebracht, und auf solche Weise die Vollkommenheit gesucht haben soll. (*) Weil aber die Sinesische Zeitrechnung noch nicht berichtigt ist: so kann man, ob der Theetrant wirklich schon so alt sey, mit genauer Wahrheit nicht sagen. Weil die Sineser in ihrer Sprache kein altes Schreibzeichen des Thee haben: daraus wollen einige schliessen, dessen Erfindung sey von neuerer Zeit. Aber das ist gewiß, daß, als die Europäer dahin gekommen sind, dieser Gebrauch sofort gefällig worden sey. Vornemlich haben die Jesuiten, welche im vorigen Jahrhundert in dortigen Landen das Christenthum zu gründen sich bemühten, diesen Trank vorzüglich angenommen, seine Tugenden bekannt gemacht und gepriesen: (Siehe nebst andern den P. Kircher in *China illustrata*;) So bald aber in Europa selbst diese Blätter bekannt wurden, und zugleich das niedliche sinesische Theegeräthe von Kessel, Kanne und feinsten porcellanen Theetassen mit seiner Neuigkeit in Verwunderung setzte, der damals theure Preis dieser

(*) S. Kämpfers *Amoen. exot. fascie. III. p. 608.*



Blätter auch das Vorurtheil für seine Güte und Nutzbarkeit vermehrte: so fiengen zuerst die Holländer, sodann Franzosen und Deutsche, nach und nach an, das warme Theewasser zu trinken.

Nicht wenig, sonderlich in Holland, trug die damals neuaufgehende medicinische Philosophie des Joh. Batista von Zelmont bei, welcher im ersten Aufgang, wie es mit Neuigkeiten zu geschehen pflegt, gar viele und selbst berühmte Aerzte und Lehrer der Arzneikunst in Holland beipflichteten: in welcher unter andern enthalten war, daß man niemals zu Alder lassen müsse, weil es sündlich wäre, und Gott verboten habe, Menschenblut zu vergießen. Dieser Satz des von Zelmont; so schwach er auch ist, doch wegen des unrecht angewandten göttlichen Gebots bei Schwachdenkenden eine Farbe der Wahrscheinlichkeit haben konnte, ward nachher von etlichen übertriebnen Holländischen Aerzten, sonderlich Bontekoe und Gehema, und zum teil dem hochberühmten Lehrer Sylvius, nebst einer Menge seiner Schüler, so gar bis dahin ausgedehnt, daß man auch kein Purgirmittel gebrauchen müsse, dieweil es ebenfalls das Blut vermindere, und also ein Nardmittel sey, und was dergleichen abgeschmackte Lehren und Folgerungen mehr waren. Diesen Aerzten kam der warme Theetränk kräftig zu statten: denn sie beredeten das Volk, daß man durch denselben allein sich völlig gesund erhalten könne; denn er verdünne das Blut, befördere Schweiß und Urin, löse die scharfen Salze der Säfte und die feinigte Verhärtungen auf, eröffne also die Verstopfungen aller Eingeweide, helfe die Speisen verdauen, verhindere den Scharbock, heile Gicht und Podagra, fühle die



Hize in allen Krankheiten , wäre ein sicher Mittel gegen alle Zehnung und Schwindsucht , und was mehr dergleichen Versprechungen waren. (s. weiter unten.)

(Die Fortsetzung folgt.)

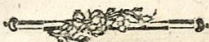
Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Capitain Cooks.

James Cook ward im Jahr 1728 in der Grafschaft York geboren. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich mit Bebauung einiger Ländereyen ernährte , die er doch von einem , wie es schien , gütigen Herrn gepachtet hatte. Von seinen Brüdern und Schwestern , deren einige waren , ist nur jetzt noch eine Schwester am Leben , die ebenfalls an einen Pächter verheirathet ist. Der junge Cook hatte sich also nach einem solchen Eintritt in die Welt keine sonderliche Erziehung zu versprechen. Auch wurde er blos in die öffentliche Pfarrschule gethan , wo er lesen lernte , etwas schreiben und rechnen und den Katechismus. In seinem dreizehnten Jahre gab ihn sein Vater einem Schiffer aus Whitby , der Steinkohlen von Newcastle nach London zu führen pflegte , auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Lehrjahre arbeitete er , ohne sich besonders auszuzeichnen , durch , und diente hernach auf etlichen Reisen von Newcastle nach London als gemeiner Matrose. Auf einer dieser Reisen ereignete es sich einmal , daß das Schiff , zu welchem er gehörte , verkauft wurde ; um also wieder nach Newcastle zu kommen , erbot er sich auf einem andern Schiffe gegen bloße Verköstigung als Matrose zu arbeiten. Allein der Schiffer brauchte keinen Matrosen , bot ihm



aber die ledig gewordene Schiffskochsstelle an, wenn er sie versehen könnte. Cook übernahm diesen Dienst, und führte also auf einer Reise von London nach Newcastle seinen Namen einmal mit der That. Bald darauf wurde er auf einem andern Schiff als Gehülfe des Schiffers (Mate) oder Steuermann gebraucht, und bei dieser Stelle war es, wo sich seine Talente zu entwickeln anfingen. Was nemlich bei solchen kurzen Reisen an den Küsten hin, tausende an seiner Stelle nicht merken, das fühlte Cook sehr bald, nemlich, daß man ohne Matthematif Zeitlebens ein elender Steuermann bleiben müsse. Eine unerschütterliche Beharrlichkeit in Verfolgung dessen, was er sich einmal zu erreichen vorgesezt hatte, ist ein Hauptzug in Cooks Character. Hier fieng er an sich zu äußern. Er machte alles Geld, das er sich auf seinen Reisen erspart hatte, mit dem, was ihm sein Vater noch hergab, zusammen, und nahm Privatunterricht in der Matthematif und der Schiffskunst. Nachdem er sich gute Kenntnisse hierin erworben, so ward ihm auch der Kohlenhandel und das Küstenbefahren zu einförmig. Er breitete sich mehr aus, und that eine Reise nach der Ostsee, nach St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen. Auf einer dieser Reisen machte er die Bemerkung von der grossen Menge Vögel, die sich in einem Sturm auf das Lauwerk des Schiffs niederliessen, und davon einige, die vom Falkengeschlecht waren, sich nach einigen Tagen von den übrigen Kleineren zu nähren anfingen.

Um diese Zeit machte der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die Nachfrage nach geschickten Seeleuten sehr groß. Denn nach der Einrichtung des englischen Schiffsetats zieht



kein Offizier, unter Lieutenants Rang, in Friedenszeiten
 Säge. Man sucht also, wenn ein Krieg angeht, vornem-
 lich Leute, die man zu Mitschmännern, Schiffsmeistern
 und Meistergehülften brauchen kann, das ist, die entweder
 ehedem schon ähnliche Stellen auf Kriegsschiffen bekleidet,
 oder doch auf Kauffarthenschiffen als Schiffer oder Gehülften
 gedient haben. Bei dieser Gelegenheit wurde Cook als
 Meistersgehülfe angestellt, und wohnte der Eroberung von
 Louisbourg und Cap Breton mit bei. Ob er nun gleich
 hier noch nicht auf dem Wege war, der geschwind zu hohen
 Stellen führt, so fand sein stilles Verdienst doch bessere
 Beobachter. Man sah bald, daß sich seine Kenntnisse sehr
 weit von den Kenntnissen seines gleichen unterschieden.
 Denn alle Zeit, die ihm seine Amtspflichten übrig ließen,
 studierte er, und las die besten Werke der Engländer über
 das Seewesen, und selbst die, welche die Mechanik der
 Segel und des Steuerns beim Schiffslauf durch die Ana-
 lysis des Unendlichen erläutern. Dabei war er pünctlich
 und unermüdet in seiner Pflicht, lauter Eigenschaften, die
 so selten bei jungen Seeleuten, die keine außerordentliche
 Erziehung genossen haben, angetroffen werden, daß sie in
 ihm nicht übersehen werden konnten.

Als daher im Jahr 1759 England die Eroberung von
 Quebec beschloß, so bekam Cook eine Stelle als Schiffs-
 meister bei der Flotte des Admirals Saunders, und war
 mit bei der Warthei, die auf der Insel Orleans landete, wo
 er auch Gefahr lief, gefangen zu werden. Bei der Expe-
 dition auf Quebec selbst, also in seinem ein und dreißigsten
 Jahre, zeichnete er sich durch eine That aus, die unter
 uns nicht sehr bekannt geworden ist, auch nicht so glänzend

ist, als die Umseglung der Welt, aber so wie er sie ausführte, allemal so gut wie diese ihren Mann verewigt. Der Admiral hatte mit dem Befehlshaber der Landmacht, dem Liebling der englischen Nation, Wolfe, die Verabredung genommen, ihren Feind in Quebec zu einer falschen Muthmassung zu verleiten. Man wollte eigentlich beim St. Charlesfluß angreifen, um ihm aber glauben zu machen, man sey willens, den St. Laurentzstrom hinauf, an der Stadt vorbei zu gehen, und oberhalb derselben etwas zu unternehmen, so mußte Cook alle Nacht in einem Boote unter Bedeckung von einigen Soldaten längst dem Flusse hinauf Boyen (mit leeren Fässern, um die Sandbänke zu vermeiden,) zu Begweiser'n für die Flotte legen. Der Feind wurde dieses bald gewahr, und feuerte aus der untern Stadt auf ihn, allein er fuhr mit der ihm eignen Beharrlichkeit und Pünctlichkeit fort. Alle Morgen kamen die Franzosen und nahmen die Boyen wieder weg, und alle Abend kam Cook, und legte wieder andre, und ließ wieder auf sich feuern, und dieß alles — blos um den aufmerksamen Feind auf eine falsche Muthmassung zu leiten. Der Angriff geschah endlich beim St. Charlesfluß, allein die Lage, die Befestigungen des Orts und der tapfere Widerstand nöthigten doch den General Wolfe, seinen Plan zu ändern. Man fuhr fort, alle Nacht Boyen zu legen, und endlich mußte wirklich geschehen, was man anfangs den Feind blos glauben machen wollte, die ganze brittische Landmacht gieng unter Cooks Führung als Steuermann, in einer Nacht den Strom glücklich hinauf; man erstieg die Höhen Abrahams im Rücken von Montcalm, der nunmehr den Feind beim St. Charlesstrom erwartete, und



Quebec und ganz Canada wurden , wiewohl mit dem Verlust beider Heerführer, Montcalms und Wolfes erobert.

Nach der Eroberung von Quebec blieb Cook , nebst dem Schiffe , worauf er sich befand , auf der Küste von Nordamerika bis zum Frieden.

Nach dem Frieden wollte die Englische Regierung die Küsten der grossen und wegen ihrer Fischerei für England unschätzbaren Insel Neufundland so genau als möglich aufnehmen lassen. Auch hier wurde Cook gewählt, denn seine Stärke in allen hierzu nöthigen Kenntnissen , so wie sein grosser Diensteifer waren bekannt , und dabei wußte er auch seinen vorgesetzten durch öfteres Aufwarten seinen Namen gut ins Gedächtniß zu prägen. Man gab ihm ein kleines Schiff nebst zehn bis 12 Mann ; er kaufte sich einige gute mathematische Instrumente , unter andern einen sehr schönen hölzernen Quadranten von Birds Arbeit , nebst einem sehr guten Spiegelteleskop und einer vortreflichen Taschenuhr. Mit Hülfe dieser Werkzeuge nahm er in den Jahren 1764 bis 1767. ohne Zeitverlust binnen diesen vier Jahren , die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Neufundland auf , und gab nach und nach Specialcharten davon heraus. Man darf diese Blätter nur flüchtig ansehen , um über des Mannes Fleiß zu erstaunen. Die Menge der grössern Meerbusen , kleinern Buchten , Sandbänke , Klippen und Abweichungen der Magnetnadel , die er angegeben hat , welches ohne Messung unzähliger Winkel und ein beständiges peilen mit dem Wurfblei nicht geschehen konnte , ist ausserordentlich. Was diese Verrichtungen äusserst beschwerlich machte , war , daß er immer im December nach England gehen , und den folgenden

März wiederum eine geliebte Familie verlassen mußte, um nach einer Insel zurückzukehren, in deren tiefen Buchten das Eis nicht selten bis in den Junius liegt; ja er selbst hat in der Strasse von Belleisle einige aus Norden dahin getriebene und gestrandete Eisberge bemerkt, die den ganzen Sommer über nicht schmolzen, und noch tief in den zweiten hinein lagen. Dabei ist das Land an der Küste schlecht bewohnt, höchstens sind es Fischer und Holzhändler, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben, die sich da aufhalten. Das Innere des Landes bewohnen noch die alten Eingebornen, ein wildes ungeselliges Volk, und in dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel sind die ungeschlachteten und oft treulosen Esquimaux. Frische Lebensmittel müssen also durch die Fischerei und die Jagd verschafft werden. Die erstere überließ Cook seinen Matrosen, die letztere übernahm er selbst, und er kam niemals ohne Gänse, Enten und andere Vögel, womit die dortigen Ufer und Felsen oft ganz bedeckt sind, reichlich beladen zurück. Auch erinnerte er sich einmal einen weissen Bären erlegt zu haben, den er den Esquimaux überließ, die ihn verzehrten und viel Fett daraus schmolzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas vom verstorbenen J. J. Rousseau.

Rousseau hat in seinen letzten Lebensjahren für seine Person der Welt entsagt und lebte zu Paris für sich allein — fast ohne allen Umgang. Seine Eigenheiten sind bekannt, aber alles, was uns an diesen grossen Mann erinnern kann, verdient eine Anzeige — und deswegen theilen wir folgendes Fragment mit.



— Ich bemühte mich umsonst, den berühmten Mann zu sehen und zu sprechen; es würde vergeblich seyn, sagte mir mein Miethlaquay, mich bei ihm melden zu lassen, indem er noch allemal bei diesem Auftrag eine abschlägliche Antwort erhalten habe. Aber diese Schwierigkeiten reizten meine Neugierde desto mehr. Eines Morgens in der frühe eilte ich in ganz einfacher Kleidung nach seinem Hause, (in Rue Platiere bei einem Buchführer) welches ich mir hatte zeigen lassen; und nachdem ich drei ziemlich mühsame Treppen erstiegen hatte, langte ich endlich an der verschlossenen Thüre an, welche den Eintritt in die enge Wohnung des grossen Mannes erschwerte. Da ich an diese Thür klopfte, alles still blieb, und sie auch nicht geöffnet wurde, klopfte ich stärker, und hierauf hörte ich etwas unwillig rufen: Ho! ho! — Mittlerweile ich da stand, sah ich eine Weibsperson die Treppen heraufkommen, welche einen Korb mit Gemüß an dem Arm hangen hatte: und die ich für eine Magd ansah, nachgehends aber erfuhr, daß es seine Frau gewesen, ob sie gleich im äußern nicht das geringste Charakteristische ihrer Würde zeigte. Indessen machte der Philosoph die Thür halb auf, und äusserte bei dem Anblick eines Fremden, die Furcht, welche er hatte, von einem unbewussten Besuch überfallen zu werden. Er war in einem Ueberrock von grauem Ratine gekleidet, hatte Pantoffeln an, und eine nach französischem Schnitt gemachte grosse Kappe auf. Mit ernster Miene sah er mich an, seine dunkle grosse Augen stralten mir Feuer des Weisen entgegen. Nach einer kurzen Pause fragte ich: „Seyn Sie nicht der Herr Rousseau?“ — Ja, mein Herr, was ist zu Ihren Diensten? — „Mein Herr, ich bin ein Fremder,



Der nach einigem Aufenthalt in dieser Hauptstadt, im Begriff steht, wieder abzureisen, und der glaubt, er habe Paris nicht gesehen, wenn er abreisen müßte, ohne Sie vorher besucht zu haben. — Sie sind sehr gütig, mein Herr, aber ich bitte um Verzeihung: ich kann keine Höflichkeitsbesuche annehmen — „Indessen bin ich äußerst zufrieden, daß ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen“ — mein Herr, Sie begnügen sich mit sehr wenigem. — „Darf ich Ihnen ein Packet mit Musik herbringen, um sie mir abzuschreiben?“ — Das wird von Ihnen abhängen — “ Die Frau hatte sich während dieser kurzen Unterredung hineingeschlichen, und ich empfahl mich nun eilig, um ihn nicht unwillig zu machen; ich freute mich aber nicht wenig, die Gelegenheit ausgemacht zu haben, ihn öfterer zu sprechen. Den folgenden Tag erschien ich mit einem Pack Musik vor seiner Thür, klopfte an, und er öffnete sie mir. Indem ich ihm die Musik darreichte, sagte ich: „Hier, mein Herr, ist die Musik, welche ich mir abzuschreiben bitte!“ — und gleich eilte ich fort; doch bemerkte ich, daß ihn meine Eilfertigkeit befremdete. Einige Tage nachher kam ich wieder, und ich sah mir die Thür mit freundlicher Miene öffnen — „Ich komme, mein Herr, um mich nach der Musik zu erkundigen, die ich Sie gebeten habe, mir abzuschreiben!“ — Sie ist noch nicht fertig, aber ich bin eben damit beschäftigt; und wenn Sie sie sehen wollen, dürfen Sie nur hereintreten, wenn es Ihnen gefällig ist.“ — Dieses ließ ich mir nicht zweimal sagen, ich gieng mit ihm hinein, und warf einen bewundernden Blick über die Einfachheit des Philosophen, dem es weiter keine Mühe gekostet hätte,



als alles das anzunehmen, was man ihm von vielen Orten her häufig anbot, um sein Schicksal weit bequemer und glänzender zu machen. Ein Vorplatz, der zugleich zur Küche diente; ein Zimmer mit kleinen Steinen gepflastert, darinnen zwei Betten mit Vorhängen von blau und weiß gestammter Leinwand, nahe bei einander standen; ein langer Tisch mit vielen Papieren, Musik und etlichen Büchern, einige Strohstühle, ganz einfache Kommoden und Schränke, die zum Theil in der Mauer angebracht waren, und ein Kamin, das war die Wohnung und die ganze Meublierung des Weisen; doch war alles, wie er selbst, in grosser Reinlichkeit und Ordnung. Seine Frau schien nicht zu fordern, daß der grosse Ruf ihres Mannes einigen Glanz über sie verbreiten sollte; sie machte ihre häuslichen Geschäfte fort, gieng ab und zu, und mischte sich so wenig in unsre Unterredung, als wären wir nicht da. Rousseau stellte mir einen Stuhl an seinen Tisch, bei welchem er immerhin fort arbeitete, und an den Noten schrieb, während er sich mit mir unterhielt. Eine halbe Stunde drauf gieng ich weg. Nach Verlauf einiger Tage besuchte ich ihn noch einmal, und ich hatte das Vergnügen, mich anderthalb Stunden mit dem Manne zu unterhalten, dessen Zutritt so schwer zu erhalten war. — Und so einfältig war das Privatleben eines Mannes, der zu den besten Köpfen unsers Jahrhunderts gehört!

L.

Man kann zu allen Zeiten, während der Ausgabe des ersten Vierteljahrs dieser Wochenschrift, mit 40 Kreuzer darauf pränumeriren.

Oberrheinische Mannigfaltigkeiten.

Drittes Stück.

Montags am 11. Jun. 1781.

Fortsetzung von Herrn Professor Leidenfroßs Revolutionen in der Diät.

9. Mitten unter diesen Bemühungen, den warmen Theetränk anzupreisen, ward eine neue Entdeckung gemacht von einem andern Volke, das gleichfalls nicht kalt trank, sondern sich allzeit eines abgekochten heißen Wassers bediente. Dies war das Volk des sogenannten glücklichen Arabiens, welches Kaffee kochte, so wohl um den Durst zu löschen, als um sich zu vergnügen. Seit wie langer Zeit in Arabien Kaffee zu trinken gewöhnlich gewesen sey, ist eigentlich noch unbekannt. Ob die Israeliten in Kanaan schon daran gewohnt gewesen; ob ihn Abigail dem König David mitgebracht 1 Samuel. 24, 18. wie einige geglaubet: ist außer meiner Sphäre zu untersuchen. Das wahrscheinlichste ist, daß er erst nach Mohammeds Zeit angekommen sey. Dieser berühmte Stifter einer neuen Religion verbot seinen Anhängern den Wein, und allen berauschenden Trank ohne Unterschied. In Arabien, wo er geboren war, und seine Lehre am ersten ausbreitete, war dies Verbot in Absicht auf den Wein selbst um so viel leichter zu halten, weil daselbst, wegen der schon überhand



nehmenden Sonnenwärme, kein eigentlicher Wein wächst. Es müssen aber doch die Araber andre berauschende Tränke gehabt haben, die nunmehr, da sie so lange nicht mehr üblich, gewissermassen vergessen sind. Zerbilot in seiner Orientalischen Bibliothek, unter dem Titel Cahuah erwähnt, daß Cahuah oder Caveh in der arabischen Sprache zwar überhaupt ein jedes Getränk bedeute; daß aber von dem eigentlichen gekochten Wasser, daß wir bei uns nun Kaffee zu nennen pflegen, dreierlei Sorten in Arabien bekannt seyn. Die erste, sagt Zerbilot, wird aus uns unbekanntem Körnern bereitet, und ist von den Lehrern des Mohammedischen Gesetzes verboten, weil sie den Kopf einnimmt und berauscht: man nennt ihn Cahuat al Catiat oder Castah. Die zweite Art wird aus den uns bekannten Kaffeefrüchten gekocht, und zwar zugleich mit der äußerlichen Schale. Diese Schalen werden nie zu uns herausgebracht. Die Araber nennen diesen mit den Schalen gebrannten Trank Cahuat al Casthriat. Die dritte Art ist die bei uns gewöhnliche, wird nur aus den Kernen oder sogenannten Bohnen der Frucht bereitet, und heißet Cahuat al Buniat. Avicenna, ein arabischer Arzt des eilften Säculi, gedenket desselben — Dieser Kaffee ist lange Zeit in Arabien eingeschlossen gewesen, sagt Zerbilot ferner; und nur erst gegen das Ende des neunten Säculi der Hidschret, welches mit dem fünfzehnten der christlichen Zeitrechnung übereinstimmt, geschah es, daß die arabischen Derwischen oder Mönche, die sich zu Kahira in Aegypten niedergelassen hatten, ihn daselbst einführten: welches doch nicht ohne Widerspruch ablief, weil die eifrigsten Lehrer des Gesetzes ihn ohne Nachsicht verdammten;



bis der Mufti Dschemaleddin Mohammed, und Mohammed al Zadhrami, nachdem sie sich desselben bedient hatten, durch die Erfahrung erkannten, daß der Kaffee ermuntere, wachsam und zu geistlichen Verrichtungen geschickt mache, ihn also mit ihrem Beispiel in Ansehen brachten. Der eben genannte Mufti Dschemaleddin, welcher sich auf seiner Reise eine Unpäßlichkeit zugezogen hatte, half sich bei seiner Heimkunft in Arabien allein mit dem Kaffee: dieser Mann starb im J. der Hidschret 875. (etwa unser Jahr 1480).

Abbukader Ben Mohammed, mit dem Zunamen al Ansari, hat ein Buch vom Cahoech geschrieben, worin es nach den Gründen des Muslimischen Glaubens erweist, daß das Kaffeetrinken erlaubt seyn müsse. Eben derselbe erzählt, daß Sachreddin Abu Jesid, gebürtig von Mecca, geschrieben habe, daß zu Mecca der Gebrauch dieses Getränks, und zwar ohne Widerspruch der Gesetzlehrer, am Ende des neunten Säculi der Hidschret (am Ende des fünfzehnten des christlichen Jahrhunderts) öffentlich sey eingeführt worden. So weit Zerbelot.

10. Aus diesen Stellen ist deutlich, daß unser Kaffee kein altes Getränk sey: welches auch daraus, daß in den Zeiten der Kreuzzüge von ihm gar keine Meldung geschieht, erweislich ist. Als N. 1580. der italienische Arzt Prosper Alpinus mit dem venetianischen Consul nach Aegypten gieng, um die natürliche Historie dieses Landes, wovon er uns nachher so schöne Schriften geliefert hat, zu untersuchen: so fand er auch den Kaffeetrank daselbst, welcher aus der Frucht Bon bereitet ward; von welcher er auch einen Baum in dem Garten des Türken Zalyd zu sehen bekam:



die Früchte aber wurden aus Arabien nach Aegypten geführt. Er gibt die Abzeichnung eines Asts am Baum in dem Buch von den Aegyptischen Pflanzen S. 36. und im Buche von der Arzneikunst der Aegyptier S. 122. redet er von dessen Gebrauch.

11. Nicht eher als A. 1630 ist in Europa der Kaffee bekannt worden, und zwar zuerst in Marseille, wie solches John Houghton in den philosophischen Transactionen Num. 256. erzählt. Es waren nemlich türkische Kaufleute in Marseille, welche sich dieses Tranks bedienten, und dadurch die Franzosen zur Nachahmung reizten, welche sofort einen Handel damit anfiengen. Da nun dieser Trank immer beliebter wurde: so suchten die Holländer diesen Handel an sich zu ziehen. Ja, als der wenige Kaffee, der in Arabien wächst, nicht mehr zureichend war, ganz Europa zu versorgen: so fiel der Amsterdamsche Bürgermeister Nicolaus Witsen am ersten darauf, ob man nicht den Samen anderwärts hinpflanzen könnte? Und solches glückte den Holländern auf der Insel Java in Ostindien, wo sie dessen eine sehr grosse Menge jährlich zeugen. In diesem Sæculo ist er auch nach Amerika, in die französischen Inseln Martinike und andere, auf die Holländischen, wie auch auf einige englische Pflanzörter, glücklich übergebracht und fortgepflanzt worden; daß nun dessen eine unsägliche Anzahl von allerlei Gattungen des Kaffee nach Europa kommt: unter welchen doch die arabische oder sogenannte levantische Bohnen, wegen Geschmack und Geruch, einen ganz ungemeynen Vorzug behalten.

12. Und gleichwie vom Anfang der Erfindung dieses Getränkes, nicht nur in Arabien, sondern auch in Aegypten,



und bald nachher fast in allen Provinzen Asiens, wo der mohammedische Glaube herrscht, Kaffeehäuser erbaut waren, wo jedermann zu allen Zeiten für geringes Geld diesen warmen Trank haben konnte: so fieng sich dieser Gebrauch bald auch in Frankreich und England, hernach auch in Holland an. In letztem Lande pries besonders der schon benannte Medicus Cornelius van Bontekoe, der sich des Theetrinkens so stark angenommen hatte, auch den Kaffee hoch an. Weil aber dem ohngeachtet seine Praxis in Holland nicht groß noch einträglich war: gieng er nach Hamburg, machte daselbst Thee, Kaffee und Toback rauchen, am ersten bekannt, legte auch diesseits des Meers das erste Kaffeehaus in Hamburg an: ward nachher, wegen seiner grossen Verheissungen in Absicht auf Erhaltung und Herstellung der Gesundheit, nach Berlin zu Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Grossen als Hofmedicus berufen, dessen schmerzhaft gichtige Zufälle, wie man sagt, durch Theetrinken sehr sollen erleichtert worden seyn; und starb plötzlich zu Berlin den 16 Jan. 1687. Er fiel in einem Privathause von der Treppe, und brach das Genick.

13. Das Jahr 1680 kann man gewissermassen als das Geburtsjahr des Thee, des Kaffee und Toback Rauchens, in Deutschland ansehen, wo dem Bontekoe alsbald sehr viel Aerzte zusielen: daß er daher Gelegenheit genommen, in der Vorrede zu seinem Tractat von Thee, Kaffee und Choccolade, die Füglichkeit der Deutschen, gegen die Halsstarrigkeit seiner Landsleute der Holländer, sehr zu erheben. Ich breche hier ab, und werde derer, die uns



warme Getränke angerathen haben , nicht weiter gedenken. Auch will ich seiner Gegner , die Bontekoe unzählig bekommen , nicht erwähnen : nur den ersten ausgenommen , nemlich des Daniel Duncan , welcher bald anfangs , und so viel ich weiß , am ersten , gegen den neuen Gebrauch des warmen Trinkens geeifert hat. Er war 1649 in Frankreich geboren , Adjunct der medicinischen Facultät zu Montpellier , practicirte in Paris , lebte nachher einige Jahre zu Genf und Bern , kam darauf nach Berlin , und daselbst in gutes Ansehen , wo er A. 1698. Gesundheits=Warnungen wider den Misbrauch warmer Sachen und besonders des Kaffee's , der Choccolade und des Thee's , in französischer Sprache , herausgab , wie auch einige andere , nicht hieher gehörige Schriften , hernach aber Berlin verließ , in Holland practicirte und endlich nach London gieng , daselbst er in einem hohen Alter von 87 Jahren starb.

Von dem erstaunlichen Fortgang , den dies Getränk allenthalben gemacht , und wie es von den Vornehmen und Reichen endlich bis in die niedrigsten Hütten eingedrungen , will ich jetzt nichts sagen ; sondern nur vom Schaden desselben kurz handeln.

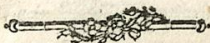
14. Den Nutzen und Schaden des Kaffeetrinkens zu bestimmen , müssen zwei Dinge unterschieden werden : erstlich das warme Trinken überhaupt , zweitens das warme Kaffeetränk insbesondere.

Ob es wohl einen Schein der Wahrheit hat , daß es am besten wäre , seinen Durst mit lauter kaltem Wasser zu stillen , weil die Natur selbst diesen Trank allenthalben darbeyt , weil alle Thiere des Erdbodens sich desselben und



Feines andern bedienen, und also kaltes Wasser das thierische Leben zu unterhalten gleichsam geschaffen zu seyn scheint, auch nichts reiners, nichts erquicklichs, nichts Fühlenders gefunden werden kann, auch noch gegenwärtig viele tausend Menschen, ja ganze Völker, sich mit Wasser behelfen, und gesund dabei leben; daher das kalte Wasser Erinken nicht nur von den Sittenlehrern, sondern auch von den Aerzten, fast zu allen Zeiten, und zwar von denen, welche man unter die vernünftigsten und besten rechnet, so sehr angepriesen worden, unter welcher ich jeso nur die beiden grossen Aerzte unsers Jahrhunderts, Boerhave und Fried. Hofmann, nennen will: so unterstehe ich mich doch, weil die allgemeine Erfahrung dagegen streitet, zu behaupten, daß der reine kalte Wassertrank nur von wenig Menschen ertragen, und zur Gesundheit wirklich genützt werden könne, sondern daß die menschliche Natur meistens einen Zusatz zum Wasser erfordere.

15. Man hat gut sprechen, daß der Mensch natürlich leben, daß er mit wenigem, mit dem was die Natur freiwillig darbeut, mit dem Ungekünstelten, zufrieden seyn solle: da man nicht bedenkt, daß der Mensch nicht in seinem natürlichen Zustande lebe. Verstoßen aus dem ersten natürlichen Zustande, welcher eigentlich dem Menschen bestimmt war; nackt und blos, und der natürlichen Decke, welche allen andern Thieren zu ihrer Nothdurft gegeben war, beraubt; ausgefekt der sengenden Hitze der Sonne, und der erstarrenden Kälte der Nächte und des Winters; in Länder geworfen, die Dornen und Disteln, und keine Nahrungsmittel, die uns dienlich wären, hervorbringen; verdammt unter die saure Arbeit und unter die Nothwendigkeit,



sein Brod zu gewinnen mit Unterbrechung des Schlags und öfterm Mangel der natürlichen Ruhe; gezwungen unter die tödtende Strenge des Befehles, vermöge dessen wir schuldig sind, unsre eigne Gemächlichkeiten an unsern Nächsten, und an die Gesellschaftlichkeit der ganzen Gemeinde, aufzuopfern; geplagt mit einem kränklichen und schwachen Leibe, der (bei keinem einzigen Menschen völlig gesund und natürlich ist; von Mutterleibe an befallen mit ererbten Schäden, mit Scharbock, Flüssen, Ausschlag, Schmerzen und Mattigkeit; von Jugend auf angestrengt zum Sitzen, zum Lernen, zur nöthigen Zucht, zum Arbeiten, zur Unterdrückung der Begierden, zu gewissen oft widernatürlichen Arten von Speise und der Lebensart: gedemüthigt unter die herrschende Mode; und endlich, was das schlimmste, verführt durch unsre falsche Sinnlichkeit, damit sich Kinder und Alte so oft verderben, zornig, rachgierig, hochmüthig, herrschsüchtig, unachtsam, wollüstig, von Herzen faul —: Man sage doch einer solchen elenden Creatur, die fast keine Natur mehr hat, sie soll natürlich leben! einer Creatur, die von allen Seiten, in Absicht auf Geist und Leib, äußerliche Hülfe und mancherlei Kunstleien zu ihres Lebens Fortdauer nöthig hat! Man muthe einem Schwachsichtigen zu, er solle lesen und schreiben ohne Brille; denn diese ist gewiß nicht natürlich.

16. Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß nur wenig Menschen, bei der jetzigen Lebensart, das kalte Wasser ohne Zusatz ertragen können. Die stillsitzenden Gelehrten, oder sonst vielschreibende Mannspersonen, die sitzenden Handwerksleute, das sitzende Frauenzimmer, alle bekommen

einen solchen hypochondrischen empfindlichen Magen, daß das kalte Wasser ihnen die heftigsten Krämpfungen, Magenschmerzen, Stöbrennen, und dergleichen verursacht. Zaller hat gelehrt, daß kaltes Wasser die Reizbarkeit der Nerven fast so sehr, als saure Spiritus, geistige Sachen oder als Gifte, erzeuge. Wer fette Speisen gegessen (die meisten Menschen essen aber fett, denn das gibt die eigentliche Nahrung,) dem thut kaltes Wasser allemal übel. Nach genossenen Gemüßen und Mehlwerk, Milch und Früchten, schmeckt und bekommt kein Wasser. Wer sich mit starker Bewegung des Leibs, oder mit Eifer und andern starken Gemüthsbewegungen, erhitzt hat; findet in einem unvorsichtigen kalten Trank sehr oft den Tod. Wer müde und matt ist; bekommt aus dem Wassertrinken keine Erquickung, nicht einmal löscht es den Durst, zum wenigsten in kleiner Menge. Man rathe dem Postillion und Gespann oder Fuhrmanne, der nach halbem Schlaf in der Nacht anspannet, und sich dem Sturm und Regenwetter entgegen wirft, er solle sich vorher mit einem Trunk kalten Wassers erquicken, und sich zu dieser Arbeit, die man keinem Hunde zumuthet, bequem machen! — Eben so wenig kann der Feldarbeiter, und Tagelöhner, ohne Schaden seiner Kräfte, lauter kalt Wasser brauchen; er schwitzt sich davon zu schanden: gar nichts trinken, ist ihm dienlicher, als kalt Wasser einschlagen.

17. Darum so weit die Geschichte reichen, bis kurz nach der Sündfluth, haben die Menschen sich andre Tränke, nemlich Wein, Bier, Meel und dergleichen, meistens gegohrte Dinge erfunden, welche entweder für sich allein, oder mit Wasser vermischt, nicht nur angenehmer,



sondern auch in den mehresten Fällen, wo sie nur mäßig gebraucht wurden gesünder, erquickender, stärkender und erfreulicher waren. — Gleichwie aber diese gegohrte Tränke den Fehler an sich haben, daß sie den Kopf einnehmen, die Sinne verdüstern, das Vermögen zu urtheilen benehmen, kühn und unbesonnen, zanksüchtig und toll machen, und mit einem Worte, daß sie berauschen: so hat es nicht fehlen können, daß nicht die Sittenlehrer so wohl, als die Aerzte, vor dem Mißbrauch dieser Säfte hätten warnen, und das klare Wasser vorziehen sollen; denn um ein größser Uebel zu vermeiden, soll man billig ein geringer Uebel ertragen lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Capitain Cook's.

Auf einer dieser Jagden hatte er das Unglück, daß einmal sein Pulverhorn, eben als er es in der Hand hatte, Feuer fieng, ihm den Daumen der rechten Hand zerschlug, und einige andere Finger beschädigte. Die Wunde wurde zwar durch den Chirurgus von einem der Kriegsschiffe, die zur Bedeckung der Fischerei dort immer liegen, bald geheilt; allein Cook konnte sich doch beim Schreiben des Daumens nun nicht mehr bedienen, und hielt seit der Zeit immer die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger. Man sieht hieraus, daß seine Lage wenigstens in Absicht des Umgangs, und der Gemächlichkeiten des Lebens keine von den angenehmsten war, ob er gleich sonst auffer seiner Gage als Meister des Schiffes, täglich noch eine halbe Guinea als

Landmesser bekam, und manche andere Vorteile genoß. Aus diesem Gesichtspunct allein muß man auch seine Lage nicht beurteilen. In wie fern er den Verlust guter Gesellschaft dort empfunden haben mag, läßt sich nicht bestimmen, den von Gemächlichkeiten des Lebens hat er wenigstens nichts gefühlt. Er bediente sich vielmehr dieser Gelegenheit seiner Sparsamkeit, die er oft zu weit trieb, ganz nach eignem Gutdünken nachzuhängen, und versagte sich auch noch die gemeinsten. Er trank z. B. seinen Thee niemals mit dem auf den Schiffen gewöhnlichen Speisßzucker, sondern, um jenen zu ersparen, mit schwarzem Syrup; ja sogar die Talglichter, die ihm doch die Regierung vergütete, brannte er nicht, sondern dafür den Thran, den man aus Seehundefett schmolz. Dieses muß freilich zum Theil mit aus seiner niedrigen Erziehung und den Angewohnheiten aus einem Stand, den er kaum verlassen hatte, erklärt werden, daß aber doch noch etwas mehreres mit darunter steckt, sieht man schon daraus, daß er z. B. wegen seines zerschellten Daumens, als ein in Königlichen Diensten verwundeter, eine jährliche Vergütung von vier Pfund Sterling aus der Kasse annahm, in welche jeder Matrose, er diene auf Königlichen oder Kauffarteschiffen, monatlich von seinem Gehalt sechs Pence bezahlen muß, um franke und verwundete Seeleute daraus zu verpflegen. Wenn er aber den Mangel an guter Gesellschaft selbst nicht gefühlt haben sollte, so ist wenigstens so viel gewiß, gewürkt auf ihn hat er allemal; denn man schreibt mit Recht seinem Aufenthalt in diesen wilden Einöden einen Theil des finstern Wesens und der ungeselligen, oft zu weit getriebenen Zurückhaltung zu, die man nachher an ihm bemerkte.



Während dieser Zeit hatte sich Cook ein kleines Haus mit einem kleinen Garten zu Mile-End nahe am östlichen Ende von London gekauft, wo er seine Winter zubrachte, und da dachte er nun wohl seine Lage als Schiffsmeister und Landmesser im Dienst der Admiralität zuzubringen. Denn der Sprung vom Schiffsmeister zum Lieutenant oder Capitain ist äußerst schwer und selten, man gibt solchen Leuten am Ende höchstens eine von den zwanzig Befoldungen, welche für alte Schiffsmeister ausgesetzt sind, oder braucht sie zu Aufsehern in den königlichen Schiffswerften, wo ihr Amt darinn besteht, daß sie Tackel- und Tauwerk und die Bestimmung der Segel bei den auszurüstenden Schiffen anordnen. Indessen Cook, der zu etwas größerem aufgehoben war, that diesen Sprung wirklich und zwar bei folgender Gelegenheit.

Die Königl. Societät der Wissenschaften zu London hielt zur Beförderung astronomischer Kenntnisse für vorteilhaft den Durchgang der Venus durch die Sonne, der sich im Sommer 1769 ereignen sollte, auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen, und stellte deswegen bereits im Februar 1768 dem Könige in einem eignen Memorial den Nutzen einer solchen Unternehmung vor. Der König genehmigte nicht allein den Vorschlag, sondern gab auch sogleich Befehl an die Admiralität ein Schiff dazu auszurüsten, und schenkte überdas der Gesellschaft zu Ausführung ihres Vorhabens eine sehr ansehnliche Summe Geldes. Die Wahl fiel damals auf eine der Marquesas-Inseln. Allein Capt. Wallis, der eben um diese Zeit von seiner Reise um die Welt zurück kam, bemerkte in einem Briefe an den damaligen Präsidenten der Königl. Societät,



Lord Morton, daß zu dieser Beobachtung wohl keine Insel leicht bequemer seyn könnte, als eine von ihm neuerlich in der Südsee entdeckte, der er den Namen König Georgs-Insel gegeben hatte (oder D-Lakeite) Nach genauer Erwägung der Lage dieser Insel wurde Capt. Wallis Vorschlag genehmigt, die Anstalt zur Reise mit Eifer betrieben, und von dem berühmten Admiral Hawke die Ausführung dieses Unternehmens dem Schiffsmeister und Landmesser Cook, den er zu dem Ende auch zum Schiffsleutenant und Commaandeur des Schiffes ernannte, anvertrauet. Und nun war Cook endlich an der Stelle, auf die er gesetzt werden mußte, um von der einen Seite der Welt mit seinen grossen Talenten zu nützen und von der andern auch von ihr dereinst die Belohnung sicherer erwarten zu können, die sie verdienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Carl und Charlottens Tod.

Auszug eines Schreibens.

B***, den 1 Juli 1779.

Als ich gestern durch eine kleine Stadt am Mayn ritt, sah ich eine Menge Einwohner sich versammeln, die festlich angekleidet waren, und deren trüben Blicke eine traurige Begebenheit verkündigten. Ich stieg aus Neugierde im nächsten Gasthose ab, und fragte nach der Ursache dieser Zusammenkunft. „Lieber Himmel! sagte der Wirth, wir begraben heute die Tochter unsers Kantors, in der Blüthe ihrer Jahre. Wir haben hier viele schöne und rechtschaffne Mädchen, aber so reizend ist keins mehr



anzutreffen. Ach! hören Sie nur ihre Geschichte, fuhr er fort. Unser junger Schieferdecker, der erst von der Fremde zurück kam, warf ein Auge auf sie. Er gefiel ihr auch von Herzen, denn es war ein bescheidener, frommer Jüngling, gewachsen wie ein Rohr, und flink wie ein Vogel. Es wurde der Thurm an der Kirche gebaut. So oft er das Dach bestieg, so oft betete er erst vorher in der Kirche, oder er spielte auf der Orgel ein geistliches Lied, darein er so lieblich sang, daß ihm alles zu gefallen lief. Dahero kam es, daß Charlotte, des Kantors Tochter, mit ihm bekannt wurde. Sie zog zuweilen die Blasbälge, und begleitete auch manchmal seinen Tenor mit einem der Nachtigall ähnlichen Gesang: Dann unterredeten sie sich mit einander freundlich und lieblosend. Endlich freute er um sie. Gleich nach dem Tag ihrer Verlobung sollte der Kirchturm eingeweiht werden. Carl, der Schieferdecker, kletterte zwar mit besonderer Fertigkeit bis an die Spitze des Thurms, er schien aber nicht so heiter, wie sonst. Ach! es ahndete ihm sein Schicksal. Eben als er Gott für die Gnade dankte, daß er ihn so vielmal und wunderbar aus mancherlei Gefahren errettet, wankte er — und fiel unter dem Geschrei der Zuschauer — todt zur Erde nieder. Seine Braut, die an der Thüre ihres Hauses mit aufgehobnen Händen und mit auf ihn gehefteten Blicken, in tausendfacher Angst stand, sah ihn fallen, schrie laut: Herr Jesus, hilf! und sank beinahe entseelt hin. In vier Tagen darauf starb sie. — Ich lief mit dem größten Gefühl der Wehmuth zum Hause hinaus, gab meinem Bedienten Befehl, die Pferde bis an den Kirchhof nachzuführen, und dort auf mich zu warten. Man



läutete. Es kam der Leichenzug. Ich begleitete Charlotten bis an ihr Grab, vor welchem der Pfarrer des Orts eine rührende Rede hielt. Könnte ich Ihnen doch, besser Freund! eine Schilderung machen, wie der Vater bei Eröffnung des Sargs nach hiesigen Gebrauch, seine alten zitternden Hände nach seiner Tochter ausstreckte, sich an ihre Wangen bückte, und sie küßte, wie er mit seinen Thränen ihren Leichnam gleichsam balsamirte, — wie alles Ehrfurcht für seine Schmerzen hatte — wie Junglinge und Greise ihn umgaben, um seinen schwachen sinkenden Körper zu unterstützen; — könnte ich Ihnen eine Schilderung von Charlotten machen, wie sie im jugendlichen Reiz, geschmückt mit Kränzen im Sarge lag, wie bald von allen Seiten, ein: Ach Gott! ertönte, bald stille Zähren ihrer in Schwermuth versenkten Gespielinnen das Ach Gott! weinten; — Ach! das ist ewig Schade! überall wiederholt wurde; — wie die Zuschauer alle mit glänzenden Augen da stunden, alles den Todtengräber bat, den Sarg noch nicht zu verschließen, und dieser, obgleich an dergleichen traurige Scenen gewöhnt, doch selbst eine Thräne auf die Hand Charlottens fallen ließ, und voll Wehmuth sagte: „ich will dich sanft hinunter lassen,“ und er endlich die Thür ihres engen Hauses verschloß, und sie herab an die Seite ihres Carls ließ, — Blumen ins Grab flogen, — „gute Nacht! Charlotte! gute Nacht, liebste Charlotte!“ überall erscholl: könnte ich Ihnen das so getreu und natürlich beschreiben, Sie würden gewiß nicht ungerührt bleiben.

Ich konnte nicht länger an mich halten. Thränen stürzten aus meinen Augen. Ich rief meinen Bedienten. Er



brachte die Pferde näher, und fragte mich schüchtern und treuherzig: „war das nicht was liebes von Ihnen, weil Sie so weinen?“ Ja, ja, sagte ich schluchzend — schwung mich aufs Ross, und verließ eine Gegend, die mir ewig unvergeßlich seyn wird, die ich ehestens wieder besuchen, und einen Rosmarinstengel, dann einen Rosenstock auf das Grab Charlottens pflanzen werde. Leben Sie wohl. Ich bin u. S. Wezel.

Von der besten Art, ausgestopfte Vögel in Sammlungen aufzubehalten.

(Aus dem Gentleman's Magazin 1772.)

Kein Insect richtet so viel Schaden in Vögelsammlungen an, als gewisse kleine Käferchen. Sie machen in einer Nacht mehr Verwüstung in den Vögelsabinetten, als die andern Insecten in einem Monate. Sie beschädigen die Vögel an den vornehmsten Theilen, nemlich den Schäften der Federn, so, daß sie alle mit einander abfallen, und da sie unvermerkt immer weiter graben, so ist der ganze Vogel bald verdorben. Man kann öfters ihr Daseyn an den langen Fäden ihres Unraths wahrnehmen, welche an vielen Theilen des Vogels herabhängen. So bald man nun weiß, daß derselbe so gefährliche Einwohner habe, muß man ihn aus seinem Behältnisse herausnehmen, auf sanfte Baumwolle auf ein Brett legen, und in einem mäßig geheizten Ofen eine halbe Stunde lang, oder länger, nachdem der Vogel groß ist, setzen, damit die Hitze durchaus eindringen könne. Man kann, den Ofen zu probiren, einen unnützen ausgestopften Vogel, oder einige Büschel Federn, zuvor in den Ofen stecken, um den Grad der Hitze zu wissen. So bald der Vogel kalt ist, kann man ihn wieder in seinem Behältnisse verwahren, und fleißig dasselbe verstopfen. Dieses ist höchstnothwendig, wenn man die ausgestopften Vögel lange Jahre gut erhalten will. Die Vögel, die man zu sehr der Luft aussetzt, lassen sich nicht lange aufbehalten.

Oberheinische
Mannigfaltigkeiten.

Viertes Stück.

Montags am 18. Jun. 1781.

Fortsetzung von Herrn Professor Leidenfroschs
Revolutionen in der Diät.

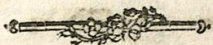
18. Und in so weit halte ich die Erfindung der Sineser und Araber, nemlich dem berauscheden Tranke einen andern zu substituiren, der beinahe die Kraft des Weins hat, und doch nie berauscht, für eine höchstmögliche und fürtreffliche Sache; weil durch den Gebrauch, warm Wasser zu trinken, ein grosser Theil der Schwelgerei vermieden, und viel gutes gestiftet worden ist. Denn ein Mensch mag noch so erhitzt seyn: warmer Thee macht ihn geschwinde kühl, und zwar ohne Furcht des geringsten Schadens, den man beim Wasser- oder Weintrinken befürchten muß. Die Müdigkeit von der Arbeit, die matten Schmerzen des Fleisches nach harter Bewegung, weichen dem warmen Thee schneller, als einiger andern Sache. Dieser warme Trank macht wachsam, vertreibt den Schlaf, gibt dem Blute einen frischen Umlauf, stärkt die Nerven, ermuntert die Gedanken ohne sie zu verwirren, macht witzig ohne Unbedachtsamkeit, und anstatt unklug zu machen, ist er vielmehr das kräftigste Mittel gegen Völlerei und Erunkenheit.



19. Ungeachtet ich also das warme Trinken in vielen Dingen dem kalten vorziehe: so hat es doch auch bei unmaßigem Gebrauche seinen Schaden. Erstlich reizt es zu vielem Trinken, vornemlich wenn es mit Zucker wohl-schmeckend gemacht worden ist. Ich habe aber schon vorher erinnert, daß ein Mensch eigentlich nur wenig trinken müsse, und bei wenigem weit gesünder lebe. Billig sollte man nicht trinken, als bis man Durst hat: aber wie selten ist's, daß die Menschen nur nach Durst trinken? Nicht nur Wein und Bier werden, um ihres reizenden Geschmacks willen, weit häufiger, als die Natur erfordert, fast täglich zu sich genommen: sondern auch Thee und Kaffee lockt bekanntermassen die Gesellschaften, Stundenlang bei einander zu sitzen, und ganze Kessel auszuleeren. — Häufiges Trinken überhaupt, und vornemlich warmes Wasser, vermindert den Hunger, und die Lust zu harten Speisen, ja es vermindert auch die Verdauung. In dem natürlichen Magensaft schmelzen die Speisen, wie Zucker im Wasser, und dessen auflösende Kraft ist die vornemste Ursache der guten Verwandlung, wodurch die Speisen nach und nach menschlich werden müssen. Dieser Magensaft ist kein gemein Wasser, denn darinn schmelzen unsre gewöhnliche Speisen gar nicht: sondern es ist ein von der Natur bereiteter Salzspiritus, den man nicht allzusehr verdünnen oder diluiren muß, wenn er seine auflösende Wirkung behalten soll. Der Seifensieder, wenn ich mich dieses Gleichnisses bedienen darf, braucht zur Auflösung des Oels eine starke Mutterlauge von Kalk und starkem Laugensalz: und würde übel zurecht kommen, wenn er diese Mutterlauge mit vielem Wasser anlängen und verdünnen

wollte. Der Maler, um Fernis zu bereiten, hat den allerkräftigsten Weingeist nöthig, welchen er auf keine Weise verdünnen muß, wosern er seinen Endzweck nicht verfehlen will. Die Chymie gibt uns von der Wahrheit dieses Satzes die sicherste Beweise. Es ist daher ein falscher, und der allgemeinen Erfahrung schnurstracks entgegenlaufender Vorschlag, daß man die Verdauung der Speisen durch viel Trinken befördern müsse; der in den medicinischen Schulen nie gehört worden, bis ihn oben gemeldter Bontekoe aufgebracht, und nachher Stahls Schüler einigermassen fortgepflanzt haben. Denn jedermann erfährt an sich, daß man durch warm Getränk, zumal kurz vor der Tafel, sich den Appetit benehme, und nach dem Essen Blähungen und andere Kennzeichen der schlechten Verdauung zuziehe; sogar, daß schwächliche Magen nicht einmal vertragen können, den Anfang der Mahlzeit mit Suppe zu machen, weil sie fort satt davon werden, d. i. ihnen vor andern Speisen eckelt.

20. Wo aber kein guter Nahrungsfaß im Magen bereitet wird, da gibts auch kein gut Blut. Es sind daher alle Menschen ohne Unterschied, die viel trinken, was es auch für eine Art des Tranks seyn möchte, mit unreinem Blut erfüllt. Und was insbesondere das warme Wasser-Getränk anlangt: so macht es bei der Uebermaß die Leute bleich von Farbe, etwas aufgedunsen und geschwollen, zu vielen Blähungen, zu Wind- und Wassersucht geneigt; vornemlich wenn sie keine gute und kräftige Kost dabei genießen können. Weit gefehlt, daß warmes Wasser das Blut verdünnen und flüßig machen sollte; führt es vielmehr die salzigten und gallichten Teile des Bluts allzusehr



aus, und gibt dadurch Gelegenheit, daß sich der Schleim sammelt, und nach und nach im ganzen Leibe, sonderlich aber in den Orten, wo der Umlauf des Bluts nicht stark genug ist, als in den Drüsen und Eingeweiden des Unterleibes, wie auch im Mark der Knochen, allerlei Verstopfungen ansetzen. Und dies zwar um so viel mehr, je schwächer die Menschen sind: daher bei jungen Kindern die doppelten Glieder, bei stillsitzenden Mannspersonen die Hypochondrie, bei Frauenspersonen die Mutterplage, die Bleichsucht, die Mattigkeit, geschwollene Füße, und dergleichen Uebel, aus dem häufigen Thee- und Kaffeeschlabbern ihren vornehmsten Ursprung finden. Außerdem, wenn man auch zugeben wollte, daß durch viel warm Trinken einige Teile des Bluts, nemlich die salzigten, verdünnt würden: so ist dies gar nicht nützlich zur Gesundheit. Boerhave hat in seinen Schriften hin und wieder mit Recht dagegen geeifert, daß es diejenigen Aerzte, die immer auf Verdünnung des Bluts antragen, besser wissen wollen, als unser Schöpfer, welcher uns kein Wasser, sondern Blut, in die Adern gegeben hat, d. i. einen dicken oelichten, fetten, und nur langsam durch den Leib durchschleichenden Saft. Denn alle Erfahrungen lehren, daß die Stärke und Macht der Glieder ein mäßig dickes Blut erfordern, diejenige aber, die ein bleiches, dünnes Blutgen haben, nur schwächliche Puppen sind, die bei keiner Arbeit etwas vermögen.

21. Es kommt auch bei dem häufigen warmen Trinken noch dies Uebel hinzu, daß sich die Natur daran gewöhnet, und so schädlich es auch ist, dennoch die Nothwendigkeit erwirbt, dieses Schädliche immer zu wiederholen. Es



wie der alte Brantweinstrinker nicht ohne Brantwein leben kann, weil sein Gehirn die natürlichen Lebensgeister nicht genug mehr bereitet, und er also einen äußerlichen Reiz beständig nöthig hat, um einige Munterkeit zu erlangen, und nicht ganz hinfällig zu werden; — so wie die jungen Pflanzen im Garten, welche man allzusehr an das Begießen gewöhnet hat, hernach, bei auch nur mäßig trockenem Wetter, gleich die Verwelfung drohen, und beständig, entweder Regen, oder den Giestopf des Gärtners erfordern, da sie, wenn man von Anfang mit dem Begießen nicht zu freigebig gewesen wäre, ihre Wurzeln tiefer getrieben, und aus den innern Lagen der feuchten Erde einen viel dienlichern und nicht so leicht verfliegenden Saft zu allen Zeiten an sich gezogen haben würden: — also gehet es den Kaffeebrüdern und Schwestern! Das warme Wasser hält nicht im Leibe; es gehet durch die natürlichen Ausgänge in der größten Geschwindigkeit wieder heraus; und da es durch seine Wärme kurz vorher eine schnelle Vollblütigkeit machte, so läßt es kurz nachher eine solche Ledigkeit der Adern zurück, welche die Empfindung der Mattigkeit und eine Begierde nach neuem Getränke erregt. Die Gewohnheit hat eine grosse Macht über alle lebende Kreaturen: sie wird zur andern Natur, und zwingt die Menschen, auch das, was sie selbst für höchstschädlich erkennen und empfinden, gegen besser Wissen und Gewissen zu wiederholen. So viel vom Schaden des warmen Wassertrinkens überhaupt: nun vom Kaffee trinken insbesondere.

22. Chymische Zergliederungen der Bohnen trifft man beim Neumann und andern an. Insgemein kommt aus



Diesen sogenannten chymischen Untersuchungen der Pflanzen nicht viel tröstliches heraus; und die gemeinen Erfahrungen lehren die Wirkungen der Pflanzen viel besser. In den Früchten, die wir Kaffeebohnen nennen, ist weder etwas saftiges, noch süßes und schmackhaftes, es ist weder Mehl noch Del, noch Harz. Wenn man ihre eigentliche Bestandteile womit vergleichen wollte: so wären sie einem sehr zähen Wachs ähnlich zu nennen, das weder im Wasser, noch im Brantwein, noch Del, noch Eßig, noch einigem andern Saft, leicht auflöslich ist. In den Lorbeern und in den harten Körnern oder sogenannten Steinen der Weintraube, Johannisbeeren, Fliederbeeren, der Hagbornen, des Ginsters und der Stechpalmen, ist ungefähr eine ähnliche, gewissermassen holzichte Materie. Dies an sich unverdauliche Wesen wird durch das Rösten merkwürdig verwandelt, da es sich in ein wohlriechendes Del und viele gummigte im Wasser auflösbare Teile scheidet, und dem damit aufkochenden Wasser den bekannten aromatischen Geschmack gibt. Eine Art Kaffee, sonderlich die arabische, gibt bessern und stärkern, eine andere Art schlechten Geschmack und Geruch: einiger Kaffee schmeckt so lieblich, wie Aloe und Wermuth.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Capitain Cooks.

Herr Joseph Banks, jeziger Präsident der Societät der Wissenschaften, erbot sich aus Eifer für die Naturkunde überhaupt und die Kräuterkunde insbesondere die Reise mitzumachen. Er bewog den Doctor Solander, mit



verschiedenen geschickten Malern sie ebenfalls mit anzutreten, und sein ansehnliches Vermögen setzte ihn in den Stand, die besten Bücher und Instrumente anzuschaffen, und sonst alle nöthige Vorkehrungen zu treffen, um die Reise zum Dienst der Wissenschaften gemeinnützig zu machen. Auf Königl. Schiffen ist es gewöhnlich, daß der Capitain, dem es die Regierung vergütet, die Personen, welche sie mit-schickt und nicht eigentlich zum Schiffsetat gehören, frei beköstige. Herr Banks aber übernahm die Verpflegung seiner eignen Reisegesellschaft, des Astronomen Green und selbst Herrn Cooks, und zahlte demselben obendrein für den Gebrauch der Schiffscajüte und alles andern Ge-lasses für sich und seine Freunde eine sehr ansehnliche Sum-me. Das Schiff that die Reise nach O-Taheti, von welcher D. Hawkesworth die bekannte und schon erwähn-te Beschreibung aus Cooks und Herrn Banks Handschrif-ten herausgegeben hat.

Solche Reisen auf kleinen Schiffen im Brittischen Dienst sind für den Commandeur immer sehr vorteilhaft, weil man ihm gemeiniglich das einträgliche Amt eines Sackelmeisters zugleich mit aufträgt. Er hat nemlich Freiheit an fremden Orten die Bedürfnisse des Schiffs ein-zukaufen und die Zahlung auf die Admiralität anzuweisen, selbst der Verkauf von Toback und Kleidungsstücken an die Matrosen ist für ihn eine Quelle eines beträchtlichen Vor-teils, welches alles Cook so wohl zu nutzen wußte, daß ihm diese Reise wenigstens drei — bis viertausend Pfund (3 à 4000 Louisd'or) in allem eingebracht hat.

Auf O-Taheti selbst kam ihm nun sein Umgang mit den Wilden in Canada, Neufundland und Labrador sehr



zu statten. Er wußte mit diesen gesitteten Völkern, so umzugehen, daß er sich ihren Respect zugleich mit ihrem Vertrauen erwarb. Es kam auch unter ihm auf dieser Insel nie zu den Ausbrüchen von Grausamkeit, denen dieses wehrlose Volk von den Waffen gesitteter Europäer ausgesetzt war. Der Eindruck, den das friedliche Betragen der Engländer auf die Einwohner machte, war sehr lebhaft.

Ausser den Beobachtungen, welche der eigentliche Zweck der Reise waren, nemlich des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographischen Lage der Insel O-Taheiti, wurde dieselbe auch von H. Cook ganz umsegelt und aufgenommen, so wie er auch alle die benachbarten Inseln in Charten brachte. Auf der Reise von hier aus nach Süden entdeckte er, daß Neu-Seeland aus zwei beträchtlichen Inseln zusammengesetzt sey; die Meerenge zwischen beiden wurde daher Cooks Meerenge genannt. (Man muß diese nicht mit der grossen Meerenge verwechseln, die Amerika und Asien scheidet, und auch Cooks Meerenge genannt wird.) — Er sah auch die ganze östliche Küste von Neuholland in einem Strich von beinahe 30 Graden Breite, und entwarf darüber bessere und genauere Seecharten, als wir noch vor kurzem kaum über einige Küsten von Europa besessen haben. Auf dieser Tour war es, wo sein Schiff 24 Stunden auf Corallenklippen hieng, und sich in einer der schrecklichsten Lagen befand, die sich bei einer solchen Reise befürchten lassen! Dies alles herzusetzen, wäre zu weitläufig — die Noth war groß — und dennoch hörte man während der ganzen Zeit kein ängstliches Schreien und keinen Laut von Verzweiflung



auf dem Schiff; man erwartete sein Schicksal mit dem sich allen mittheilenden Muth des standhaften unerschrockenen Mannes, der es führte. Die Reise von Neuholland ab durch einen Strich des Meeres, den vermuthlich vor ihm nie ein Europäisches Schiff gesehen, und den auch nur allein ein Mann wie Cook, von der Vorsichtigkeit, der brennenden Begierde nach Ruhm und dem fast an Hartnäckigkeit gränzenden Beharren in einem einmal gefassten Vorsatz, befahren konnte, ist unstreitig eine der glorreichsten Begebenheiten seines Lebens. Drei Monate lang mußte er sich mit dem Senkblei in der Hand durch eine Kette von Klippen durch arbeiten, die seinem Schiff jeden Augenblick den Untergang drohte. Das Senkblei wurde einmal auf einem Strich von 220 deutsche Meilen, ganz im eigentlichen Verstande, jede Minute ausgeworfen, denn oft, wenn sie die fürchterlichsten Brandungen nahe vor sich sahen, konnten sie demungeachtet mit 120 Klafter Faden keinen Grund finden. Jene Corallenklippen scheinen also, als wahrhafte Corallenzinken, wie Thürme und Mauern senkrecht aus dem Boden des Meeres herauf zu steigen, an denen das Schiff in dem Augenblick zu Trümmern gehen kann, da man über einer sichern, unergründlichen Tiefe zu schwimmen glaubt. Diese Gefahren wuchsen oft so an, daß sie sogar einmal in einer Lage, die sie kurz vorher für eine der gefährlichsten gehalten hatten, gerne wieder Schutz suchten, um nur dem augenblicklichen Untergang zu entweichen. Dabei zog ihr Schiff jetzt so viel Wasser, daß nur allein Leute in ihrem Zustand, die durch so viele gegenwärtige Gefahren für jede etwas entfernte unempfindlich gemacht wurden, ruhig dabei bleiben konnten.



Indessen — alle Schwierigkeiten wurden überwunden, und Cook entdeckte endlich die Meerenge, welche Neuholland von Neu-Guinea trennt. Die Unbekanntschaft mit derselben hätte den H. Bougainville, bei seinem grossen Mangel an Lebensmitteln fast den Untergang zugezogen.

So sehr sich auch nun Cooks Unternehmung einem glücklichen Ende zu nähern schien, so hätte doch der ihm nöthige lange Aufenthalt in dem ungesunden Batavia, seinem Schiffsvolk, den mitreisenden Gelehrten und ihm selber tödtlich werden können, der größte Theil wurde von faulen Fiebern und Diarheen angefallen, an denen mehrere wegstarben.

Ein Matrose, (ein Irländer von Geburt) desertirte von einem holländischen Schiff nach Cooks Schiffe — und dieser Vorfall zeigte uns den Weltumsegler auf einer neuen Seite und läßt uns einen Zug in seinem Character sehen, der, mehr oder weniger, nachher Ursache an seinem Tode gewesen ist. Cook hatte diesen Menschen, während so viele seiner Leute krank lagen, einmal gebraucht, sich in seiner Pinasse vom Schiff aus Land rudern zu lassen. Als er ausgestiegen war, blieb dieses Boot noch etwas an der Kay liegen, weil es einige zur Reise nöthige Sachen an Bord mit zurück nehmen sollte. Hier erblickte man den Matrosen in demselben. Gleich kam ein holländischer Corporal mit vier Soldaten um ihn wegzunehmen, einer vom Capt. Cooks Seeleuten aber, der sich mit im Boot befand, lief dem Capitain, der kurz vorher ausgestiegen und weggegangen war, eiligst nach, und erzählte ihm was vorgehng. Cook kam zurück an's Bogt, als eben die Holländer



nach einem harten Wortwechsel, womit sie nichts ausgerichtet hatten, zur Gewalt schreiten wollten. Er fragte den Corporal: was er da mit seinen Leuten wolle — ich habe Ordre, antwortete dieser, den Deserteur wegzuholen. — Untersteht euch nur, sagte Cook, und als der Corporal zudrang, zog er sogleich den Degen, und rief ihm zu, er sey des Todes, wenn er nur noch einen Schritt näher käme. Als nun hierauf der Corporal würklich wieder rückwärts von Gewalt zum Wortwechsel schritt wurde dem Capitain auch dieses zu viel, rennte mit der größten Hitze und dem Degen in der Hand auf ihn los, und jagte ihn und das ganze Detaschement von der Anlegbrücke eine ganze Strecke in vollem Lauf weg. Dieser Umstand veranlaßte den Befehl des General-Gouverneurs, den Matrosen auszuliefern, allein Cook besund darauf, der Matrose sey ein Unterthan seines Königs, und den gäbe er nicht heraus. In der That ist auch ein braver englischer See-capitain gewiß der letzte Mann, der bei einer solchen Gelegenheit seinem Könige und Vaterland und sich etwas vergibt. Man fand auch in Batavia, daß mit dem entschlossenen Mann, ob er gleich seine meisten Kanonen auf den Corallenklippen bei Neuholland hatte sitzen lassen, und seine Artillerie größtenteils in ein paar Drehbassen zu salutiren bestund, nichts auszurichten seyn möchte, und die Sache mußte endlich gütlich beigelegt werden. — Diese That war allemal verwegen, hätte er in dem Corporal einen ihm ähnlichen Mann gefunden, so hätte ihn hier schon das Schicksal treffen können, das ihm neun Jahre nachher auf O-Waihi bei einer ähnlichen Gelegenheit traf. Allein es ist glaublich, daß er dem Corporal sehr bald seinen



Mangel an Entschliessung bei einer wichtigen Sache angemerkt, und daher gegen ihn mit so grosser Kühnheit und Entschlossenheit gehandelt hat.

Raum war Cook von seiner Reise zurück gekommen, so wurde er von Lord Sandwich dem Könige vorgestellt, der ihn sehr gnädig aufnahm. Er wurde zum kommandirenden Schiffsmeister ernannt — ein Rang, der zwischen dem Lieutenant und Capitain fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Liebe zum häuslichen Leben.

(Aus dem Englischen.)

Wer wird es dem Manne verdenken, dessen herzlichste Zuneigung für alles so sichtbar und partheyisch sich äussert, was ihm in seinen jüngern Lebensjahren, in seinem Hause, in seinem Garten, in seiner Gegend angenehm gewesen ist? — wenn er seinen alten, treuen Diener, der mit ihm aufgewachsen ist, und jetzt fast selbst Hülfe bedarf, noch immer im Hause behält? — wenn er seinen alten zahnlösen Hund, täglich von seinem Tische speiset? — wenn er einem alten, längst ausgedienten Reitpferde, das beste Gras aus dem Obstgarten, und im Winter das beste Kleehheu widmet? — wenn dieser gutherzige Mann einen vertrockneten Stumpfen von einem Baume, der eben nicht die behäglichste Aussicht vor seiner Hausthüre gibt, ihn darum nicht ausgraben lassen will, weil sein und seiner Schulcameraden Namen in die Rinde desselben geschnitten sind? — wenn ihm ein altmodischer, halbvermoderter und ausgefleckter lederner Armstuhl, eins von seinen liebsten Meublen ist, weil sein Vater und Großvater darauf

gesehen, und dessen Verlust er als ein empfindliches Unglück bedauern würde? —

Dieses menschliche Gefühl ist niemanden unbekannt, bei dem es nicht durch das Gewühl der Geschäfte oder die rauschenden Vergnügen der grossen Welt, erstickt worden ist; es ist eine von den natürlichen Neigungen des Herzens, welche dem Menschen beständig eigen bleibt, wenn er nicht durch die Verschiedenheit anderweitiger Verbindungen, oder durch unvorhergesehne Streiche des Schicksals in seinen Entwürfen, davon entfernt wird. Die leblosen Dinge um uns herum, enthalten eine stillschweigende Geschichte unserer um sie verlebten Stunden. Sie erinnern uns an die Empfindungen, Gesinnungen und Wünsche unsrer verlebten Tage; wir geniessen bei ihrem Anblick von neuem unsre ehemaligen Freuden, ohne ihren Tumult und unsre Betrübniß ohne schmerzhaftes Gefühl. Beides gibt ein ideenreiches Vergnügen, welches den Menschen die sich aus dem Gewühl der Welt zurückgezogen haben, oder die durch besondere Umstände und Vorfälle daraus entfernt worden sind, eines der angenehmsten Vergnügen ist. Vor allen haben die Gegenstände, die unsrer Einbildungskraft die Jahre unsrer Kindheit darstellen, diesen zarten Einfluß auf unser Herz. Sie zeichnen uns mit lebhaften Farben, die angenehmsten Illusionen unseres Lebens; einer Zeit, da unsre Freuden nicht durch Sorgen unterdrückt, gehemmt, und unsre Hoffnungen nicht durch die Wiederwärtigkeiten des Lebens gezähmt wurden. Die Entfernung der Scene vergrößert die Vorstellung ihrer Glückseligkeiten, und vermehrt das sanfte und angenehme Gefühl, mit welchem wir uns dieser Auftritte erinnern — Sie gleicht dem



Anblick einer Landschaft im Mondscheine, wo kein besonderer Gegenstand deutlich zu unterscheiden ist, alle aber durch eine gewisse sanfte Dunkelheit vereiniget werden.

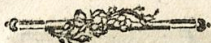
Eben diese Art des Gefühls ist es, die uns die Idee von unserer Heimath so reizend macht. Freilich wird unsere Liebe für dieselbe, durch die Beziehung auf Hausgenossen, Verwandte und Freunde erhöht; es gibt aber ausser diesen Verbindungen, einige gewisse Zuneigungen zu Gegenden und leblosen Dingen, wodurch die Stadt, das Haus, das Zimmer, in welchen wir leben, einen mächtigen Einfluß über uns erhalten. — Es muß ein sehr süßloser oder sehr wilder Mensch seyn, der nach einer monatlichen Abwesenheit, die Thüre seines eigenen Hauses ohne alle Nührung eröffnen kann; gesetzt auch, daß er keinen Verwandten oder Freund, ihn zu bewillkommen, darinn zu finden hoft. — Wenn ich des Abends die Thüre meiner kleinen Wohnung verschlossen, das Holz in meinem Kamin zurecht gelegt und das Feuer angefaßt habe, so setze ich mich mit dem Gefühl eines Freundes für jeden Tisch und Stuhl im Zimmer, nieder. Dis scheint zwar einen gewissen Grad Melancholie zu verrathen, aber nicht Melancholie eines wilden ungeselligen Wesens; ich glaube vielmehr, daß diese Art des Gefühls ein gewisses Wohlwollen für uns selbst und unsre Neben Geschöpfe, erhalte, befestige und erneure. Wohlwollen für uns selbst, sage ich, weil Friede, Freundschaft und Harmonie mit unserm eigenen Herzen, eine der besten Quellen und eine der besten Belohnungen der Tugend sind. —

Diese, uns von der Natur eingepflanzte Neigung für Derter und Gegenstände, mit denen wir von Jugend an bekannt gewesen sind, ist der Keim der Vaterlandsliebe, die dazu den Grundstof bei reifern Jahren legt, und die Bewohner auch rauher Gegenden bewegt, ihre Berge und Felsen, ihre Moräste und Wüsten, den fruchtreichen Ebenen milderer Gegenden vorzuziehen. In gesitteten Gesellschaften ist eben diese Neigung eine fruchtbare Quelle häuslicher Tugenden; sie setzt den lermenden Vergnügungen der Verschwendung und Unmäßigkeit, die ruhigen Vergnügungen der Mäßigkeit, der häuslichen Ordnung und Familienfreundschaft entgegen; welche zwar kein großes Lob, keine allgemeine Bewunderung zu hoffen haben, aber nichts destoweniger, sehr vieles zur persönlichen und allgemeinen Glückseligkeit beitragen.

Anekdote von Rodney.

(Aus dem Englischen.)

Admiral Rodney, der sich im gegenwärtigen amerikanischen Kriege so sehr hervorgethan hat, und seinen Ruhm noch immer vermehrt, befand sich im Anfange des jezigen Krieges zu Paris, und in solch übler Verfassung, daß es ihm oft am täglichen Unterhalt fehlte. Herr von Sartine, damals noch Minister des französischen Seedepartements, hoßte diesen Umstand zu nutzen, um einen geschickten und verdienten Offizier von der brittischen Flotte, zur französischen zu bringen. Er eröffnete seine Absicht dem Herzog von Biron, der den alten Britten mit sich aufs Land führte und einige Wochenlang alle politische Umwege



versuchte, um dessen Gesinnungen über einen so kühlichen Punct zu erfahren. Da er aber sah, daß die französische Feinheit bei einem alten brittischen Seemann, gar nicht zu gebrauchen wäre, sagte er ihm endlich gerade heraus: „Der König, sein Herr, würde sehr gern einen so verdienten Offizier in seinen Diensten sehen, er wüßte ihm ein Kommando in Westindien zu übertragen, und werde ihn in den Stand setzen unabhängig und seinem Range gemäß zu leben.“ Rodnei hörte diesen Vorschlag kaltblütig an, und beantwortete ihn lebhaft. „Meine schlechten Umstände haben mich aus meinem Vaterlande vertrieben, aber nichts in der Welt soll mich von seinem Dienst abwendig machen. Käm' dieser Vorschlag von Ihnen selbst, so hätte ich ihn für eine harte Beleidigung aufgenommen: es ist mir also sehr lieb, daß er aus einer Gegend kommt, wo man nicht Unrecht haben kann.“ Der Herzog wurde durch diese edelmüthige Erklärung gerührt. — „Es ist traurig, sagte er, daß ein so würdiger Offizier seine Zeit in einer gezwungenen Unthätigkeit zubringen soll; könnte Ein tausend Louisd'or Sie in Stand setzen, in Ihr Vaterland zurück zu kehren? — Ja wohl! erwiederte Rodnei —“ der Herzog gab ihm tausend Louisd'or, — Rodnei reisete ohne Verzug nach London ab, und sandte nach Verlauf einiger Wochen, die ihm geliebene Summe zurück, mit einem verbindlichen Briefe an den Herzog, worinnen er die ihm erzeigte edelmüthige Gefälligkeit als eine nie zu ersetzende Wohlthat erkannte.

Oberrheinische Mannigfaltigkeiten.

Fünftes Stück.

Montags am 25. Jun. 1781.

Beschluß von Herrn Professor Leidenfrosch Revolutionen in der Diät.

23. Von diesem Kaffeetrank bemerkte sich zum ersten, daß er eine Erbrechen machende Eigenschaft habe. Man darf nur den besten Kaffeetrank kalt werden lassen, und ihn ohne Milch und Zucker vor sich allein zu etlichen Tassen trinken: so wird man seinen eckeln, widerwärtigen, und wirklich zum Vomiren reizenden Geschmack mit Verwunderung erfahren, und es nicht leicht wieder nachmachen. Der beste levantische schmeckt kalt eckelhaft, der amerikaniſche aber ist fast unerträglich. Je länger der Kaffee kocht, oder je länger er über seinem Bodensatz stehet: so viel eckelhafter wird er. Es scheint also dieser widerwärtige Geschmack in seinem harzigten Teile zu liegen: doch schmeckt auch derjenige, der nur durch Ausschütten kochenden Wassers, ohne zu kochen, bereitet worden, so bald er kalt ist, unangenehm. Darum wollen die Araber, bei welchen der Kaffee aufgekommen ist, nicht haben, daß man den Kaffee nüchtern trinken solle; und haben, wie Dufour im Tractat vom Kaffee sagt, ein Sprüchwort: wenn man nichts anders zu essen hätte, sollte man einen



Knopf vom Rocco abbeißen und verschlucken, ehe man Kaffee trinke. Es trinken ihn aber die Araber ohne Milch und Zucker: und daher kommts, daß er bei uns von einigen Leuten, doch gewiß von wenigen, auch nüchtern genossen werden kann, weil Milch und Zucker den eckelhaften Geschmack unterdrücken. Um deswillen aber sättiget der Kaffee, wie man zu sagen pflegt: denn alles, was eckelhaft ist, benimmt den Hunger. Es ist aber wirklich eine betrübte Art satt zu werden, die man durch ein Brechmittel erlangen muß. Ich glaube, daß hierinn auch die Ursach liege, warum Leute, die 3 oder 4 Stunden lang an der Tafel gefessen, und von 20 Schüsseln geprüst, dazwischen aber sattfam getrunken, und sich so erfüllt haben, daß ihnen das Aufstehen sauer fällt, sich nach genossenen 1 oder 2 Tassen starken Kaffee ohne Milch besser befinden, und wie sie sagen, leichter verdauen: denn der Kaffee reizt den Magen zur Zusammenziehung, daß die Speisen desto eher fortgetrieben werden. Viele Leute gibt es, die daher den Kaffee niemals vertragen können; nemlich die ohnedem viel Galle und einen reizbaren Magen haben: denn sie werden gleich übel darnach, halb ohnmächtig, wie von einem gelinden Vomitiv, oder wie diejenige vom Tobackrauch werden, die dessen nicht gewohnt sind. Gleichwie man aber das Tobackrauchen ohne übel zu werden sich angewöhnen kann, denn die Gewohnheit macht auch Gifte erträglich: so können nunmehr auch viele Leute den Kaffee, ohne eine Ueblichkeit zu merken, leiden. Es ist aber allezeit bedenklich für die Gesundheit, ein tägliches auch nur gelindes Vomitiv zu gebrauchen.



24. Mit nicht geringerm Rechte muß dem Kaffee seine erhitzende Eigenschaft, mit welcher er Wallung im Blut, Herzklopfen, Zittern und Angst macht, welches fast alle vollblütige Menschen zu erfahren pflegen, vorgeworfen werden. Ohne Zweifel entstehet solches von dem durch das Rösten flüchtig und gleichsam aromatisch gemachten Del. Wenn man den Kaffee im kalten Zimmer, oder überhaupt in solchen Umständen trinkt, daß der Leib kalt und ohne Ausdünstung ist: so ist das Herzklopfen und Zittern stärker, als in einer warmen Kammer. Dies trifft auch nur vollblütige und hitzige Leute: denn für diejenige, die von Natur kalte Säfte, bleiches Blut, salzige Schärfe haben, ist der Kaffee vielmehr eine fürtreffliche Arznei, welche das kalte und fressende Kopfweg, die Gliederschmerzen, die kramptigen Ziehungen, mehr als fast jedes andere Mittel vertreibt und lindert; indem es die unmerkliche Ausdünstung befördert, und den zähen Säften eine innerliche gleichsam gährende Bewegung verschafft. Aber nur die wenigsten Menschen sind von kalter Natur; die allermeisten sind hitzig, vollblütig, beweglich, reizbar, und haben daher solch Medicament nicht nöthig.

25. Friedrich Hofmann hat den Kaffee beschuldigt, daß durch seinen Gebrauch eine ganz neue und zwar pestilenzialische ansteckende Krankheit in die Welt sey eingeführt worden, nemlich das Frisell. Diese Krankheit hat man in Deutschland nicht gesehen, bis zu Anfang dieses Säculi, da sie sich zuerst in Leipzig offenbaret, und insbesondere die Kindbetterinnen, nachher auch andre Personen, befallen, und eine grosse Niederlage wie eine Pest gemacht hat. Weil nun in Leipzig das Kaffeetrinken eher als in



andern weniger handelnden Städten gangbar worden war; und bei den Kindbettergesellschaften als etwas neues und artiges wohl mehrmals möchte gebraucht worden seyn: so fiel man über den Kaffee her, und schrieb ihm diese Entstehung einer neuen Pestilenz in Deutschland zu. Indes hörte diese grassirende Krankheit in Leipzig wieder auf, ungeachtet das Kaffeetrinken blieb und zunahm. Vielmehr rückte dieses Gift in andre Orte, und raste hie und da viele Menschen weg. — Der stärkste Beweis aber, daß der Kaffee an dieser neuen Pest in Deutschland unschuldig sey, ist folgender. Robert Sibbald, Karl II Medicus beschreibt in seinem erläuterten Schottland, (Edinburg 1684) daß diese Scharlach- und Frieselfieber schon im vorigen Säculo observirt worden. Ihren Ursprung schreibt er dem Skorbut, und auch der veränderten Lebensart der Schotten zu, welche unter der Regierung Karl II allerdings eine andre Gestalt gewann: Kaffee aber wurde damals in Schottland noch nicht getrunken.

26. Mit der Hitze machenden Eigenschaft des Kaffee, ist auch verbunden die Verdickung des Bluts, und die Neigung zu schwarzgallichten oder melancholischen Säften, welche er bei öfterm Gebrauch einführt. Diese Klage ist schon alt, und von den Arabern herkommend: ich will sie also überschlagen.

27. Indem ich aber von dieser erhitzen und verdickenden Natur des Kaffee rede; höre ich mir gleichsam eine unzählbare Menge Weiber und Kinder entgegen schreyen: was du sagst, mag wahr seyn: aber nur wenn man den Kaffee stark angefetzt trinkt; wir aber trinken ihn ganz schwach und schlapp. Ja wohl



Schlapp, meine liebe Freunde! Ihr kauft ein halb Loth schlechten Kaffee, giesset zwei Kannen voll kochend Wasser darauf, färbt ihn mit weniger Milch, und esset mit euren Kindern trocken Brod dazu, und lasset dieses Jahr aus Jahr ein, euer Morgenbrod und eure Abendmahlzeit seyn. Gewiß die Kost ist schlapp genug, womit sich der gemeine Mann jezo größtenteils, und zwar nicht nur in den Städten, sondern, welches zu verwundern, selbst auf den Dörfern, ernährt. So sehr man nun das Schicksal der Armen mitleidig zu bedauern Ursach hat, welche bei jetzigen theuren Zeiten, da sie keinen Vorschuß und keinen Credit haben, sondern was sie brauchen und genießen wollen, für ihr baares Geld kaufen müssen: auf dieses schädliche Getränke am meisten und am ersten fallen — so sollte man doch ernstlich darauf bedacht seyn, diese wahrhaftig höchstschädliche Diät aus der Hütte der Niedrigen wieder zu vertreiben. Denn der Ueberfluß dieses warmen Getränks schwächt die Glieder, und macht jeden zur Arbeit unbecquem und untüchtig. — Wenn Roggen und Weizen in allzufeuchter Erde oder im morastigen Lande stehen, so kommt es entweder gar nicht fort, oder es treibt nur ins Stroh, und bringt statt Mehlvoller Körner, nur schwarze Mutterzapfen, oder wasserfüchtige Bälge oder ledige Hülsen hervor. So gehts dem Menschen der immer trinkt, und keine feste Nahrung sucht. Wie die Fliegen, die kein Feuer in sich selbst haben, und nur von der Wärme der Sonne belebt werden, wo aber diese fehlt, gleich matt und hinfällig sind: so sind die Menschen, die so viel dünnen warmen Trank zu sich nehmen. Sie unterdrücken ihre natürliche Wärme, die der Schöpfer in alle Menschen



gelegt hat; und verderben ihren eignen Saft, dessen der Mensch zur Gnüge in sich besitzt, um sich mit fremdem Feuer und fremder Feuchtigkeit zu unterstützen. Der Schwindel, der kurze Athem, die stete Ueblichkeit, die unaufhörliche Empfindung einer Ohnmächtigkeit, starkes Schwitzen und Entkräftung bei der Arbeit, Würmer in den Gedärmen, dicke Bäuche und gebrechliche Leiber, sind die Wirkungen davon.

28. Ich enthalte mich von der Theurung und von der für diese ganz fremde Waaren geschehenden Ausführung des Geldes aus dem Lande etwas zu erwähnen: weil solches nicht in mein Fach gehört — Wichtiger ist mir folgender Einwurf. Wo ich mir auch Gelegenheit genommen habe, in Privathäusern, sonderlich des gemeinen Manns, den Weibern und Kindern den Kaffee abzurathen, da hat man mir ungefähr so geantwortet: Wenn ich keinen Kaffee mehr habe, was soll ich denn trinken? Kalt Wasser erquicket nicht, und viele können es nicht vertragen; Wein ist nichts; Bier ist schlecht und theuer; gemeiner wohlfeiler Thee schmeckt wie Fußbad, und macht mehr Eckel als Kräfte; Fusel und Branntwein ist ja gar nichts — Was soll man denn trinken? — Und an Milch- Bier- und Weinsuppen will niemand denken!

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Capitain Cooks.

Nicht lange nach dieser Zeit hatte man vernommen, daß die Franzosen auch einige Entdeckungen gemacht



Hätten — und fand, als man die Seecharten untersuchte, daß überall in Süden ein grosses unerforschtes Meer übrig war, wo noch grosse Länder uns unbewußt liegen könnten. Der König beschloß diesen Punkt, der Erdbeschreibung zum besten, aufklären zu lassen, und Cook wurde auch zu dieser Unternehmung wieder ausersehen. Anstatt eines Schiffes wurden aber nun zwei ausgerüstet. Das eine, welches Cook kommandiren sollte, war anfangs zum Kohlenhandel bestimmt, wurde hierauf nach Rußland geschickt, um gegen die Türken gebraucht zu werden, kam aber von da wieder zurück, weil es in Petersburg keinen Beifall erhielt, und nun kaufte es die Admiralität zu der neuen Reise. Es war von 480 Tonnen, rund und stark gebaut, konnte also mehr ausstehen, als die, nach Fregattenart, gegen den Kiel zu scharf gebauten Schiffe, und hatte ausserdem viel Gelas. Man nannte es die Resolution, und gab demselben oben auf dem Hinterverdeck noch eine Kammer oder Kajüte für den Capitain, weil Herr Banks, der mit Hr. Dr. Solander und vielen andern Gehülften wieder mitzugehen gedachte, die Kajüte selbst einnehmen sollte. Das andere Schiff war kleiner, von 340 Tonnen, bekam den Namen Adventure und wurde Herrn Tobias Furneaux als kommandirenden Schiffmeister anvertraut. Herr Banks mit seinen Freunden und Gehülften gieng indessen nicht mit. Er hatte nemlich ein Schiff verlangt, das mehreren Raum hätte, und dieses zu erhalten setzte Schwierigkeiten von allerlei Art, worüber er endlich seinen Vorsatz aufgab. Nun fiel die Wahl auf Herrn Dr. Forster, der den Antrag unter sehr vorteilhaften Bedingungen annahm, und seinen Sohn zugleich als Gehülften



und Zeichner mitnahm, und im Julius 1772 segelten beide Schiffe endlich ab. Man hatte sich hauptsächlich mit allerlei noch unversuchten Mitteln wider den Scharbock und andere Seekrankheiten versehen, die unter allen Nebeln, die solche Reisen begleiten, doch immer die fürchterlichsten sind, allein eine Hauptursache derselben wurde durch Herrn Dr. Forster gehoben. Gleich anfangs bemerkte er einen Geruch, wie faule Eyer unten im Schiffe. Ihm als Passagier war dieses neu, er fragte also einen Matrosen, woher das komme? — Es käme vom Bilgewater (dem stehenden Wasser im Schiffsboden) antwortete der, als von etwas längst bekanntem, und einer Sache die sich nicht heben ließe. Dr. Forster schlug nach physischen Gründen vor, die Luft im Pumpenbrunnen, ganz im Boden des Schiffs durch Feuer zu verdünnen; welches bald einen Zufluß von frischer Luft an dem Orte verschaffen, und dem faulen Geruch mit allen seinen Folgen vorbeugen müßte. Sein Rath wurde befolgt, und die ganze Reise über verspürte man keine üble Wirkung von dem faulen Wasser im Pumpenbrunnen mehr. Man hatte sechzig Faß Sauerkraut mitgenommen, davon wöchentlich dreimal ein halbes Quart auf jeden Mann ausgeteilt wurde, und weil man es an des Capitains Tafel täglich aß, so trug der Matrose kein Bedenken, es auch zu essen, da es denn durch seine gegohrne vegetabilische Säure der Fäulniß am besten widerstand und den Scharbock verhütete. Doch diese Umstände und andre, wodurch diese Reise sehr merkwürdig wurde, indem in den drei Jahren die sie gedauert, von hundert und zwanzig Menschen nur einer eigentlich an einer Krankheit gestorben, sind durch die Ausgabe der Forsterischen Reisen



hinlänglich bekannt. Wäre durch diese zweite Reise auch nichts entdeckt worden, als diese Mittel, dem Scharbocke auf Schiffen so kräftig zu widerstehen, so wäre diese für die Menschheit so wichtige Entdeckung allein schon genugsamer Ersatz, für alle den Aufwand von Mühe und Geld, der deswegen ist gemacht worden. Die Königl. Societät der Wissenschaften gieng auch zu dem Ende von ihrer Vorschrift, des Ritter Copley goldene Medaille nur denen zu geben, die die beste Ausarbeitung über irgend eine philosophische Materie oder neue merkwürdige Versuche und grosse nützliche Entdeckungen einliefern, diesesmal gewissermassen ab, und gab sie Herrn Cook, dessen Verdienst doch hierbei nur darinn bestand, daß er den Gebrauch der vorgeschlagenen Mittel nicht hinderte. Allein, wer bedenkt, daß neue und nützliche Erfindungen meistens schon ihre baare Belohnung mit sich bringen, entweder Geld oder Ruhm oder beides, und daß hingegen die Ueberwindung von früh eingefognen Standsvorurtheilen, die, so bitter sie auch der Eigenliebe schon an sich ist, es noch mehr durch die damit verbundene Verachtung anderer unsers gleichen wird, nach denen wir uns von Jugend auf gemessen haben, daß diese, sage ich, entweder eine Belohnung selten findet, oder doch nur eine, die dem Ueberwinder selten schmeckt, der wird das Urtheil der Königl. Societät willig unterschreiben und bekennen müssen, daß auch dieses Verdienst von Cook einer goldnen Medaille würdig war.

Während dieser Reise besuchte Cook das südliche grosse Weltmeer zwischen dem 60 Grad südlicher Breite und dem Polarkirke. Eine Fahrt, die wegen der beständigen Gefahren, womit sie verbunden ist, nicht leicht einem andern



wieder gelingen wird. Die häufigen Schneegeflöhe und Nebel machen, daß man in diesen Gewässern selten über einige hundert Lachter vom Schiffe ab etwas unterscheiden kann, und daher in beständiger Gefahr schwebt, gegen einen von den so häufigen Eisbergen dieser See zu rennen, indem man nicht selten kaum so viel Zeit hat, wenn man sie erblickt, denselben noch mit dem Schiffe auszubiegen. Allein auch die Fahrt zwischen diesen schwimmenden Eilanden wurde nützlich. Man hat vormals wohl gesagt, daß oben auf diesen ungeheuren Eismassen stehende Seen von süßem Wasser sich befänden, die sich in Strömen und Bächen herab ins Meer ergößten, allein davon liest man nicht, daß irgend ein Schiffahrer das schwimmende Eis aufgefangen, geschmolzen und statt süßem Wasser gebraucht habe. Land ist innerhalb des südlichen Polarzirkels und dessen Nachbarschaft nicht gefunden worden, welches Dr. Forster als die wahrscheinliche Ursache der größern Kälte jener Gegenden angibt. Angemerkt zu werden verdient hier, daß Cook zuweilen sechzehn Wochen ohne Land zu sehen, die See hielt, ohne die fürchterlichen Folgen des Scharbocks zu erleben; und ohne großen und gefährlichen Krankheiten mit seinem Schiffsvolk ausgesetzt zu seyn, oft innerhalb vier Wochen aus einer Kälte von + 27 Graden des Fahrenheit'schen Thermometers in eine Wärme von 70 lief, und also bewies, daß es hiermit auf der See auch keine schlimmere Beschaffenheit habe, als auf dem festen Lande. So geht um Archangel und Tobolsk das Wetter oft in wenig Wochen vom gefrieren des Wassers zur größten Hitze über, und innerhalb drei bis vier Wochen nach Abschmelzung des Schnees ist das Gras schon wieder so hoch, daß es den



Kühen an die Bäuche reicht, und doch sind beide Gegenden gesund und für so kalte Erdstriche auch noch sehr volkreich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den Eiern, Nestern und Flug der Vögel.

(Aus Pennant's Genera of Birds.)

I. Von den Eiern der Vögel.

Kaubvögel legen insgemein wenige Eier; Adler und größere Gattungen aber noch weniger, als die kleinern. Die Eier der Falken und Eulen sind runder, als die von den meisten andern Vögeln, und diese legen mehr, als sechs Eier.

Die Ordnung der Nesterartigen Vögel, ist in Ansehung der Eier sehr verschieden. Papagayen legen nur zwei bis drei weiße Eier, Krähen sechs, grünlicht, schwärzlich gefleckt; Kuckucke, so viel ich weiß, zwei. Spechte, Wendhals und Eisvögel legen höchstweiße und halb durchsichtige Eier. Die ersten legen sechs, die andern mehr. Baumpicker acht, und weiß, braun gefleckt, sie legen oft im Jahre. Der Wiedehopf legt zwei aschgraue Eier; der Baumkletterer sehr viele; der Honigsauger, Colibrichen, so der kleinste und wehrloseste Vogel ist, nur zwei. Aber die Vorsehung hat die Ausziltung dieses Geschlechts durch den schnellen Flug dieser Vögel verhindert.

Das Zühnergeschlecht, das nützlichste für die Menschen, legt die meisten Eier, von acht bis zu zwanzig. Nur der Trappe, ein Vogel, der zwischen dem



Hühnergeschlechte und den Wasservögeln mit zerteilten Klauen steht, leget zwei Eyer.

Tauben legen nur zwei weisse Eyer, aber die Haustaubengattung brütet fast alle Monate.

Alle Sperlingsgattungen legen vier bis sechs Eyer, bis auf die Maisen und den Zaunkönig, der sechzehn oder achtzehn, und den Geismelker, der nur zwei leget.

Die Wasservögel mit zerteilten Zähnen, legen gemeinlich vier Eyer. Der Kranich und der Steinwäzzer selten mehr als zwei. Alle vom Schnepfen und Seeherchengeschlechte sind schmutzig weiß, oder olivenfarb, schwarz gefleckt, und man kann sie in den Löchern, worinn sie liegen, kaum von einander unterscheiden. Der Landwachtelkönig legt von fünfzehn, bis zwanzig. Von den Vögeln mit Finnhäuten an den Zähnen, leget das Wasserhühnergeschlecht, sieben, acht und mehr Eyer, die Taucher hingegen vier bis acht weisse.

Die mit Schwimmhäuten versehenen sind gleichfalls in Ansehung der Anzahl ihrer Eyer sehr verschieden. Diejenigen, so an die Wasservögel mit gespaltene Klauen gränzen, legen wenige Eyer. Taucher legen nur zwei: das Seeschwalben und Meevengeschlecht drei, schmutzig olivenfarb, und schwarz gefleckt. Enten legen acht, bis zwanzig Eyer. Alle Eyer dieses Geschlechts sind blasgrün, oder weiß, und ohne Flecken.

Die Mannigfaltigkeit der Vogeleyer und Nester verdiente ein eignes Werk, darinn die Eyer einer jeden Gattung beschrieben würden, um die grosse Gleichförmigkeit der Natur in der Gestalt und Farben derselben bei Vögeln von einerlei Geschlechte zu zeigen, die wir auch an den



Federn derselben, besonders von ausländischen und indischen Vögeln, bewundern.

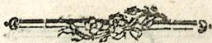
II. Von den Nestern der Vögel.

Ein Vogelnest ist eines der täglichen Wunder, die wir wenig bemerken, weil sie uns immer vor Augen sind. Ueber Sachen, die sich selten ereignen, staunen wir, und übersehen nachlässig die täglichen Arbeiten der Natur, welche vorzüglich unsre Bewundrung und Aufmerksamkeit reizen sollten.

Ein jeder Vogel bereitet nach seiner Begattung einen Ort, der seiner Art gemäß ist, um die Eyer zu verwahren, und die kleine Brut sicher zu stellen. Verschiedene Geschlechter und Geschlechtsgattungen weichen in der Bauart sehr von einander ab; jedoch trägt jede Art von einer Gattung einerlei Materialien zusammen, mit einerlei Form, und einerlei Ort oder Lage. Der einjährige junge Vogel, der nie ein Nest bauen sah, hält durch einen ihm von dem Schöpfer eingepprägten Trieb einerlei Plan, und nimmt eben die Materialien dazu, die sein Vater gebrauchte. Dies thun alle Vögel der Erde.

Die Nester der grössern Raubvögel sind roh, von Stecken und Zweigen zusammengesetzt, aber oft mit etwas weichem gefüttert. Sie bauen gemeiniglich auf hohe Felsen, zerfallenen Thürmen und einsamen Gegenden. Sie scheinen, als Feinde des ganzen gefiederten Heers, Angriffe zu befürchten, und suchen die Einsamkeit. Wenige bauen auf dem Boden.

Würger, die kleinsten der Raubvögel, bauen ihre Nester in Gebüsch, mit Moos, Wolle &c.



Die Ordnung der Nester hält wenige Gleichheit in Ihrem Nesterbaue. Papagayen und alle Vögel mit zwei vor- und zwei hinterwärts stehenden Zähnen legen ihre Eyer in hohle Bäume, und viele derselben klettern an den Stämmen derselben, und verwahren ihre Eyer in deren Löcher.

Krähen bauen auf Gebäude. Unter diesen ist das Nest der Nester aus rohen Materialien, sehr künstlich zusammengesetzt, völlig mit Dornen bedeckt, und hat nur ein Loch zum Eingange.

Die Nester der Golddroffel sind wunderbar und hängen an den Spitzen der Aeste, oder zwischen den Gabeln der äußersten Gesträuche. In Europa haben blos drei Vögel hängende Nester; die gemeine Golddroffel, der Kemizvogel und die kleinste Naise. Aber in den heißen Ländern, wo die Vögel wegen der Schlangen und Affen in Furcht stehen, sieht man mehrere, weil ihnen daselbst die Natur einen bewundernswürdigen Trieb zur Erhaltung ihrer Jungen eingesößt hat. Alle Zühner- und Straußenartigen legen ihre Eyer auf den Boden. — Das Taubengeschlecht macht ein Nest ohne Kunst, wenige Stecken in die Quere gelegt, sind schon dazu hinreichend.

Die meisten der Sperlingsartigen bauen ihr Nest in Stauden und Büsche, und einige in Löcher der Mauern oder Ufer. — Einige z. E. Lerchen und der Geißmeller bauen ihre Nester auf dem Boden. Einige Schwalben machen unter den Dächern der Häuser ein sonderbares angeleimtes Nest und eine indianische Gattung bauet ihr Nest aus einer gewissen leimichten Materie, welche in

Schink von einigen als eine Delicatesse unter ihren Brühen, gegessen wird.

(Der Beschluß nächstens.)

Anekdote.

Bei den Umwühlungen und Nachforschungen, welche auf Befehl der Policei, 1779 zu Belleville und in allen Gegenden von Montmartre angestellt worden sind, hat man einen Stein mit einer Innschrift gefunden, welche aus sehr lesbaren römischen Buchstaben bestand, die in folgender Ordnung gestellt waren:

I.	C.
I.	
L.	
E.	
C.	H.
E.	M.
I.	N.
D.	E.
S.	A. N. E. S.

Man kann leicht denken, daß die Nachbarn ausserordentlich neugierig waren zu wissen, was diese sonderbargestellte Innschrift für eine Bedeutung haben möge. Nachdem man alle Mühe angewandt, den Sinn dieser Innschrift zu erforschen, und eine schickliche Deutung auf den Ort herauszubringen, glaubte man nicht besser thun zu können, als dieses Monument den erleuchteten Richtern,



denen im ganzen Alterthum nichts zu tief ist, was sie nicht durchdringen könnten, nemlich den Herren Akademisten von der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften zu unterwerfen. Man schafte es also mit vielen Unkosten nach Paris; man ernannte Commissarien: diese hielten Sessionen; sie zogen die berühmtesten, die in der Kenntniß der Hieroglyphen am allererfahrensten Antiquare dabei zu Rathe: umsonst, es war ihnen unmöglich, einen Sinn herauszubringen. Man hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, den Sinn dieses Geheimnisses jemals zu durchdringen, als der Unterküster von Montmartre, welcher von dieser schrecklichen Verwirrung gehört hatte, und neugierig war, einen Stein in der Nähe zu besehen, der in seiner Gegend gefunden worden, und der den gelehrtesten Geistern der Hauptstadt solches Kopfbrechen verursachte, dieserhalb nach Paris zu gehen sich entschloß. Kaum hatte er den Stein erblickt, so erkannte er ihn, und erklärte seine Inschrift. Dieser Stein hatte lange an der Ecke eines Hauses gestanden, welches an einem Kreuzwege ligt, wo man vorbei muß, um zu den Gypsgruben zu gelangen, deren es in dasiger Gegend sehr viele gibt. Bei diesem Hause waren also zwei Wege, einer für die Wagen, und einer, welcher kürzer war als der andre, für die Esel, deren man sich zu diesem Transport häufig bediente. Und diesen letztern Weg war denn diese ewhabene Hieroglyphe anzuzeigen bestimmt, nemlich:

Ici le chemin des Anes.

Hier ist der Weg für die Esel.

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten.

Sechstes Stück.

Montags am 2. Jul. 1781.

Ritters von Scheideck Geschichte.

Nach einer alten Bauern Sage von den verwüsteten
Schlössern Scheideck und Dedenburg im Basel
Gebiet, in Reime gebracht.

Wohl, liebe Christen, höret all !
Was ich erzehl mit Glauben ;
Von zweyer starker Ritter Fall ,
Von Unzucht , Mord und Rauben.

Hört, ich erzehl's euch bunt und graus ,
Könnt weinen oder lachen ;
Auch kann sich gute Lehre draus ,
Zu Nutz' , wer klug ist, machen.

Auf hartem Felsen hoch und weit ,
Ein Ritter-Schloß war bauet ;
Die Mauern dick , die Graben breit ,
Weil man auf Gott nicht trauet.



Schloß Scheideck hieß die veste Burg,
 So sagt der Chronickschreiber:
 Der Ritter drauf, der war ein Schurf,
 Ein Dieb, ein Mädgenräuber.

Doch hatt' er eine tapfre Faust,
 Wußt Speer und Schwerdt zu führen,
 Und hat euch manchen Held gezaust,
 In Zwenkampf und Thurnieren.

Auch kamen sie aus aller Welt,
 Um sich mit Ihm zu schlagen;
 Doch allemal siegt unser Held,
 Und keiner wollt's mehr wagen.

Der Ritter von dem schwarzen Ross,
 (So nannten Ihn die Leute,)
 Der saurte nun in seinem Schloß
 Die ganze Nacht auf Beute:

Und, zogen Reisende vorbei
 Mit Rossen oder Waagen,
 Flugs er und seine Reuterey
 Die Männer todt zu schlagen:

Und Ihre Güter ohne Scheu
 Auf's Schloß zu transportieren:
 Und, war ein' hübsche Dirn' dabey,
 Die mußte mit spazieren.

Drauf schwelgten sie den ganzen Tag,
 Und fraßen Fisch und Braten,
 Und prahlten noch beym Saufgelag
 Mit ihren Frevelthaten,



Nothzüchtigten die Weiberlein
Und schändeten die Dirnen —
„ Quos ego — wär der Donner mein —
„ Schmiß auf die Lasterstirnen ! „

„ Wie drängen sie so lang und toll
„ Die Schwachen und die Frommen ?
„ Das größte Maas wird endlich voll ;
„ Gedult , die Straf wird kommen !

Nicht weit von unserm Schlosse stund —
Auf eines Berges Zinnen ,
Ein ander Schloß auf Felsengrund ,
Wohnt auch ein Ritter drinnen .

Hieß Ritter der Gerechtigkeit ,
Und hat drey Töchter schöne :
Frau Kunigund , Frau Adelheid
Und Töchterlein Helene .

Der war nicht minder stark und kühn
Als unser Eisenfresser ;
Doch alles liebt' und lobet ihn ,
Auch war er gar viel besser .

Er laurt nicht auf den Wandersmann
Des Nachts mit Mann und Pferden ,
Und zündet keine Dörfer an ,
Und raubt nicht ihre Heerden .

Dem fremden Pilger gab er's G'lett ,
Und schaft' oft Schwach' und Frommen ,
Vor Scheidecks Räubern , Sicherheit —
Doch daß wir weiter kommen ;



So war Helen' ein Jungfräulein
 Am Leib' und an der Seelen,
 So hübsch, so klug, so engelrein,
 Es läßt sich nicht erzehlen.

Frau Juno mit den Augen klar,
 Die griechische Helene,
 Selbst Venus mit dem güldnen Haar,
 Sind lange nicht so schöne.

Drum laßt's euch nun nicht Wunder seyn,
 Daß der vom schwarzen Pferde
 In Brunst entflammt für's Jungfräulein,
 Und sie zur Frau begehrte.

„Ach,“ sprach' sie, „Water schlagts ihm ab,
 „Kann ihm mein Hand nicht geben;
 „Wollt lieber in das kalte Grab,
 „Als mit dem Bößwicht leben.

„Ach ehnder, gnädiger Papa,
 „Laßt mich ins Kloster schließen.“
 Mit einem Korbe wurde da
 Der Ritter abgewiesen.

Und unser Ritter drob ergrimmt;
 Doch ließ er sich nichts merken:
 Sein schwarzes Herz sich schnell bestimmt
 Zu schändlich bösen Werken.

Von Dedenburg, (so hieß das Schloß,
 Wo Ehr und Treu sich grüßten,
 Und wo sich in Helenens Schooß
 Unschuld und Freude küßten.)



Von Dedenburg, war nicht gar weit
Ein Brunnlein kühl und helle;
Da badeten zur Sommerszeit,
Die Fräulein in der Quelle.

Am Ufer lauschten Engelein,
Von Ferne wachten Reuter —
„D wär ich izt ein Fischelein,
„Im Bach beim Mondenheiter!

„Ach blinz, ach guckt, ihr Sternelein!
„Seht Schnee — seht Rosenknöpfgen —
„Hst. . Muse lenke wieder ein — „
Und flochten sich die Pöpfgen.

Drauf mußte sich fein jüngerlich
Das holde Kleeblatt wieder,
Und kehrt nach Hause minniglich
Beim Gange frommer Lieder.

Im Busch paßt euch nun alle Nacht
Der Schurf an dieser Stelle,
Und als sie einst nicht wohl bewacht,
Holt' er sie aus der Quelle:

Und setzte, denkt doch, naß und bloß!
Den zarten keuschen Engel
Auf sein verdammtes schwarzes Roß;
„Fluch treff den Galgenschwengel! „

„Hilf, heilige Jungfrau, hilf mir los! „
Umsonst — Er gibt die Sporen
Und ventre à terre mit aufs Schloß,
Sie ist — sie ist verloren.



Und Kunigund und Adelheid,
 Geh' wie nach Hause kamen;
 Wo alle gleich ihr Harnischkleid,
 Und Schwerdt und Lanze nahmen.

Und jeder Reuter auf sein Roß,
 Und jeder hängt den Zügel,
 Und sprengen auf des Feindes Schloß,
 Quer über Feld und Hügel.

Und kamen ohne Widerstand
 Fast unter Scheidecks Mauren,
 Und wähten schon in ihrer Hand
 Sey Ritter, Knecht, und Bauren.

Als plötzlich, wie ein Donnerknall,
 Frack, frack, wie Hagelschollen,
 Viel Felsenstücke, Fall auf Fall,
 Den Berg hinunterrollen.

Und über Busch und Baum hinaus,
 Daß alles fracht' und surrte,
 Und Mann und Roß in Nacht und Graus
 In Tod begraben wurde.

Hier kniekt ein Kipp dort bricht ein Bein
 Da fracht ein Heldenschädel;

„ Des wackern Dedburgs Fall beweint,
 „ Und seiner tapfern Mädels!

„ Doch wenn sein Grab den Edlen deckt,
 „ Nimmt Gott den Geist zu Gnaden;
 „ Hingegen wenn ein Schurf verreckt,
 „ Muß er bey'm Teufel braten. „)



Bei welchen noch ihr gutes Glück
Den Tod vorbeigeleitet,
Siegts über Hals und Kopf zurück,
Siegts wer am besten reutet.

Des Feindes Flucht ab seinem Schloß
Ersah mit frohem Blicke,
Der Ritter von dem schwarzen Roß,
Und nützt' sein böses Glück.

„ Hui Reuter, „ hieß es, „ hui zu Pferd !
„ Hui! jagt die feigen Leute,
„ Hui! Feuer brenn, hui! schlage Schwerdt,
„ Huijah! wir machen Beute!

Erschlagen wurde Mann und Roß,
Und alles hieb man nieder;
Und plündert das verlassne Schloß,
kehrt reich beladen wieder.

Und denkt igt nur an Saus und Braus,
Der Ritter an die Schöne;
„ Gern oder nicht igt führ ichs aus,
„ igt muß die spröde Lene. „

„ Du bist nun gar in meiner Macht, „
So hub er an zu sagen
„ Dein Vater ligt, in heißer Schlacht,
„ Von meinem Schwerdt erschlagen.

„ Hab dich mit meinem Blut erstegt:
„ Das will ich auch genießen,
„ Und morgen willig oder nicht
„ Wirst bey mir schlafen müssen.



So lügt und droht der Gaudieb Ihr,
Und läßt sie ihren Sorgen.

„ Ach lieber Tod! ach hilf du mir!

„ Ach stürb ich doch bis morgen!

„ Ihr Heiligen all! erbarmt euch mein,

„ Laßt mich ins Grab entschlafen!

„ Nächst Vater nur, und Schwesterlein!

„ Nächst mit verdienten Strafen! „

Den Himmel rührt die keusche Noth,

Er hört' sie mit Erbarmen;

Und bald hält sie der schnelle Tod,

In seinen dürren Armen.

„ O bitter Leid! o herber Schmerz!

„ Der Engel mußt verderben!

„ So schön — so jung — o brich mein Herz —

„ Gott sey's geklagt — zu sterben!

„ Nun was Er thut ist wohl und fein,

„ Das soll der Mensch auch preisen;

„ Der Hafner kann sein Häselein;

„ Wenns ihm beliebt zerschmeißen!

Doch wieder auf das Jungfräulein,

So glaub ich daß sie eben,

Im Himmel bey den Engelein,

In Frieden nun wird leben.

Und was den Schwarzkopf anbelangt,

Sollt ihr noch kürzlich sehen,

Wie ihn Colledge Bocksfuß fangt,

Das ihm auch recht geschehen.



Als er des Fräuleins Tod erfährt,
Er heftig sich entsetzte:
Ihm sein Gewissen wiederkehrt,
Das er so sehr verletzte.

Doch eitel Angst und Höllenqual,
Für so viel Greuelthaten,
Brachts ihm ins Herz mit einemmal,
Daß er nicht wußt zu rathen.

„ Hilf, Helfer! hilf, aus Angst und Noth!
„ Komm Tod! „ — „ Komm hol mich Teufel! „
Bald hat er so zum lieben Gott,
Bald raßt er voller Zweifel.

„ Ach Gott! „ ja Gott antwortet nicht,
Was ruft dafür die Hölle,
Und Satan reizt den Bösewicht,
Der henkt sich auf der Stelle.

Izt hat die arme Seel' kein' Ruh',
Tags brennt sie in der Hölle,
Nachts reutet sie den Jungfern zu,
An der fatalen Quelle.

Und als des Kaisers Majestät,
Was all' geschehn muß hören:
Ließ Sie die grause Mörderstätt
Verbrennen und zerstören.

Nun liegt die weiland veste Burg,
Ein Nest für Kauz und Eulen,
Wo sie die lange Nacht hindurch,
Zum Tanz der Geister, heulen.



Da spuckt's und rasselt's nun und fährt,
Im Walde hin und wieder;
Wers nur halbweg erzählen hört,
Dem fährt's schon durch die Glieder.

Horch! Zetterschrei, horch Todtenruf,
Horch! wies im Busche klappert,
Wie von gestaltem Pferdehuf,
Der langsam Bergab trappelt.

Und unten sitzen bey der Quell,
Zur Linken und zur Rechten,
Drey Mägdelein blas, wie Mondenhell,
Und wollen Zöpflein flechten.

Sieh da, sieh da, kömmt sichtbarlich
Ein grosser schwarzer Reuter,
Und packt die schönste Jungfrau sich,
Und gallopiert mit weiter.

Und Jammer, Mord- und Kriegsgeschrey
Hört man mit einem male,
Als wär der Teufel selber frey,
Und sein Gefindel alle.

So tobt's bis sich der erste Strahl
Aurorens eingefunden;
Wie Wetterleuch, aus Berg und Thal
Ist alles dann verschwunden.



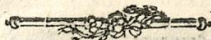
Nun lern aus der Geschichte Lauf,
Das Ende böser Werke;
Ich schrieb sie dir zur Warnung auf,
O frommer Christ das merke!

Diese Romanze, welche eigentlich für einen engen Kreis von Bekannten, zu einem Spaziergang in die Gegend der Begebenheit, aufgesetzt worden, wurde nachher auf Veranlassungen in die Helvetische Blumenlese aufgenommen, wo der Herr Sammler verschiedene Verbesserungen an derselben angebracht. Für die meisten wäre Ihm der Verfasser billigen Dank schuldig; wenn nicht einige wenige seinem Geschmack so zuwider wären, daß er ungern seinen Namen drunter sicht. Es ist eine Kleinigkeit, aber sie greift an die Eigenliebe. Jeder zeigt seine Kinder gern, wie sie ihm am besten gefallen; und jedem gefallen sie am besten, wie er sie gemacht hat. Hier freu ich mich deswegen Gelegenheit zu haben, meines so zu zeigen wie es mein ist — und sollts dabey verlieren — Zeigs hier um so viel lieber, weil auch einige fehlerhafte Abschriften davon herumgefahren, und weil ich selber noch gern einige Veränderungen daran gemacht habe.

Bernhard Huber.

Ist der Mensch zur Freude geschaffen?

Vor einigen Jahren, als ich noch in === studirte, gieng ich an einem heitern Sommertage auf die allerliebsten Berge in der Gegend. Ein reiner Himmel, eine liebliche milde Luft, und das erquickende Gefäusel der Tannenhaine verscheuchten jeden schwermüthigen Gedanken, und



Ruhe, innige Ruhe kehrte ins frohe Herz zurück. Im Dunkel des Waldes dacht' ich an Gott, der diesen Wald pflanzte, und Ahndung der Unsterblichkeit ergrif die sinnende Seele, als plötzlich es lauter um mich ward. Die Wipfel der Tannen neigten sich tiefer, als wäre Gott sichtbar zugegen; das erfrischende Hell Dunkel ward zu melancholischer Finsterniß; das Säuseln zum Sturm. Raben Frächzten im Sturm. — Da donnerte es. Ich eilte ins Freie. Schwarze Wetterwolken drohten vom Himmel herab. Ich ward ein zierlich gebautes Haus gewahr; dahin ging ich, und wurde freundlich und gastfrei aufgenommen.

Ein kleiner muntre Knabe führte mich zur Mama, einem liebenswürdigen Frauenzimmer von mittlern Alter. Ihr Antlitz verkündete Wohlwollen und innere Zufriedenheit. Neben ihr ein kleines Lächelchen, das aus Furcht vorm kommenden Gewitter dicht an die Mama sich schloß, und mich verstohlen neugierig anguckte. Sittsam sich verneigend, als grüßte der Grazien Lieblichste mich, stand in einiger Entfernung ein herrlich gewachsenes Mädchen, dem ich ansah, daß es durch meine Ueberraschung in irgend einem Geschäft war unterbrochen worden. Ihr freundliches Auge wollts nicht gesehen, aber ich sah ein Buch aufgeschlagen auf dem Tische, bat um Erlaubniß und nahm's. Es waren Klopstocks Oden. Nicht wahr, sagt ich, Sie lesen etwas, wozu dort der Gewittersturm Sie auffordert?

„Börnst du (Water) weil Nacht dein Gewand ist?“ Sie, sanft erröthend, bejahte die Frage, und Mutter und Tochter wurden mir gut, daß unsere Empfindungen



zusammen stimmten; gleich wurden wir vertraut. Da erzählte mir die gute Mutter der niedlichen Familie, der Hauptmann, ihr lieber Gemahl, sey mit den --- Truppen nach Amerika gegangen, werd' aber bald heimkehren. Bei den Worten glühten ihre Wangen, und die kleine Caroline hüpfte hoch auf und zeigte mir ein paar Strümpfe, die sie für den Papa gestrickt hatte. Karlchen bat mich um Erlaubniß, eine französische Rede hersagen zu dürfen, mit welcher er seinen Vater begrüßen wollte. O, verzeihet Sie's der Freude meiner lieben Kleinen, daß sie Sie so unruhigen, bat mich das treffliche Weib, wir lieben uns alle so herzlich und sind so glücklich! — Daß ich diese Scene malen könnte; dacht ich in meinem Herzen, und daß ich auch einst im Zirkel fröhlicher Geschöpfe, die mir angehören, so reden möge! Dort steht Papa's grosser Lehnstuhl, rief Karl, da saß er Abends und rauchte seine Pfeife. Dann standen wir vor ihm, ich und Caroline, und erzählten ihm, was wir gethan und was wir gelernt hatten; und dann ermahnte er uns, daß wir hübsch fromm seyn sollten. O Papa ist ein frommer Mann, und ich, ich will auch recht fromm werden. Ja, du gutes Kind, rief ich, das mußt du, das wirst du — und küßte ihn herzlich. Wir beten alle Tage, sagte die kleine Caroline, für alle Menschen, und daß der liebe Gott unsern Papa gesund wieder heim kommen lasse.

Burr, rief da eine männliche Stimme. Ein junger rascher Kerl sprang vom Pferd, trat herein und brachte einen Gruß vom Herrn Hauptmann. Gleich wird er kommen, sagte der Bursch, er hat mich vorausgeschickt. Da fiel die gute Mutter, von der Last der Freude niedergedrückt,



auf ihre Knie, und ergoß ihr dankbares Herz vor dem Allsehenden. Dank dir, du Gütiger, Gnädiger, wie soll ich dich nennen, rief sie vor Freude glühend! Karl nahm sein Hütgen ab und faltete die Hände. Louise trat vor's Fenster, und weinte, mit weggewandtem Antlitz gen Himmel blickend, eine Thräne des Entzückens. Das Gewitter war nun vorüber. In zerrissnen Wolken wandelte sanftgleitend der Mond. Da winkte mir das herrliche Mädchen, zeigte auf die, in frischem Grün lachenden Wiesen, und sprach: nicht wahr, der Mensch ist zur Freude geschaffen! In dem Augenblick rollte ein Wagen vors Haus. Carolinchen stürzte herein. Ach, Mutter, rief die Kleine, der Papa! der Papa!

Wer, schrie die Mutter, dein Papa, mein Wilhelm! Sie, wir alle liefen vor die Thür, — und siehe, da trug man ihren Wilhelm ins Haus, bleich und todt. Ein Wetterstrahl hatt' ihn erschlagen, getödtet, den liebenden Mann, den zärtlichen Vater, da er schon in der Ferne die Wohnung seiner häuslichen Freuden sah! Und sein verlassenes Weib rief, Gott erbarm dich unser — und sank in eine schreckliche Ohnmacht. Und Louise und die verwaiseten Kleinen! Wer kann's, wer mag's beschreiben! Nichts in der weiten Welt Gottes hatte die Familie, als ein kleines Gut, das bei weitem nicht hinreichte, sie zu ernähren.

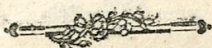
Armer Mann, mußt du so fallen! Nicht an der Spitze deiner Krieger, nicht im Getümmel der Schlacht! Vom Allmächtigen bist du erschlagen; in Gewitterwolken stieg dein frommer Geist empor — und wir alle weinten



dir nach. Traurig und schwermüthig, wie ich's nie war, verließ ich die liebenswürdige, arme Familie.

O, dacht' ich, wie ist ihre Freude so ganz dahin! Ihre häusliche Glückseligkeit, wie ist sie so schrecklich verwüstet! daß doch die reinsten, schönsten Freuden unsers Lebens, so kurz daurend, so äußerst zerstörbar sind. — Ist der arme Sterbliche auch wohl zur Freude geschaffen? Tausende leugnen es. Es leugnet's der elende, zur Ruderbank auf immer verbannte Sclav, der fern von Weib und Kindern sein unglückliches Leben verseufzet. Es leugnet's der arme Neger, der des Tages Last und Hitze tragen, jede Freude des Lebens entbehren muß, damit sein Peiniger — fett werde. Er leugnet's, und zeigt mir den blutig gezeißelten Rücken. Es leugnet's der Sieche, der mit unheilbarer Krankheit kämpft, und den Tod, wie Hiob aus der Erde graben möchte, könnte er ihn finden. Louise, liebes Mädchen, ist der Mensch zur Freude geschaffen?

Trübsinnig kehrt ich heim durch die sternhelle Nacht. Von schwerem Gram ermüdet schlief ich spät ein, und sah im Traum den Todten. Ein freundlicher Jüngling empfing den scheidenden Geist. Um ihn bildete sich ein feiner, äußerst feiner Körper, mit dem die menschliche Seele als mit einem luftigen, aber herrlich strahlenden Gewand umhüllt ward. Als der Geist wie von einer Betäubung erwachte, blickte er mit Augen voll Liebe und süßes Wehmuth auf die lautweinenden Kinder, auf das unaussprechlich geliebte Weib herab, und empfahl sie dem Schutze des freundlichen Engels. Worte voll Trostes flossen, harmonisch klingend, von den Lippen des Seligen. Auf eine unbeschreibliche gütige Art ließ er sich zu



den Begriffen des menschlichen Bruders herab, und nahm ihn nun mit sich in ewig helle, weite, unermessliche Gegenden.

Siehe, eine himmlische Gestalt schwebte zu mir, wie der balsamische Geruch einer bethaueten Rose im Lenz uns entgegen duftet. Lern, es, zu rascher Jüngling, sprach er, Gottesfurcht macht glücklich! Auf Erden ist kein dauernde Glück; aber, Religion führt sicher zu jenen seligen Wohnungen. Er berührte mein Aug' und Ohr, und siehe, da eröffneten sich mir die seligen Wohnungen. Gütiger Gott, welch ein mildes, erquickendes Licht! Kein Stechen der Sonne, und doch solch eine liebliche Wärme! Blühende, ewig junge, Gestalten wandelten an murmelnden Bächen, auf besuchten Hügeln. Da hört' ich Stimmen der Freude und des Danks, als wenn du fernher, aus Zithernhainen, Gelispel der Flöten und Harfen, der Andacht, die Lieder vernimmst.

Da wandelten Menschen, und viel tausend andere Geschöpfe, nicht Menschen, aber unaussprechlich schön, sonst Bewohner des Saturns, und des Jupiters, und der ungezählten, prachtvoll schimmernden Welten. Da wandelten meiner seligern Freunde viele, mit Moses und Melancthon, in ewig blühender Jugend. Sie winkten mir himmlisch lächelnd. Ich strebt' ihnen entgegen und erwachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten

Siebentes Stück.

Montags am 9. Jul. 1781.

Beitrag zur portugiesischen Geschichte des
Jahrs 1758.

Die grosse Niederlage welche die Häupter des portugiesischen Adels im Anfange des Jahres 1759 erlitten, und die Begebenheit, welche sie veranlaßte, scheint seit einiger Zeit, die Aufmerksamkeit derer, welchen die Geschichte des westlichen Reichs von Europa nicht ganz gleichgültig ist, wieder mehr als gewöhnlich zu reizen. Die Umstände dieser Geschichte sind so verschieden, und so mannigfaltig erzählt, daß eine neue Erzählung derselben überflüssig seyn würde, wenn sie sich auch bemühte alle verschiedentlich berichteten Umstände zu vereinigen. Auch die mündlichen Nachrichten, selbst derer, welche in den Jahren 1758 und 1759 in Portugall lebten, sind so erstaunend verschieden, und weichen in so mancherlei Umständen so sehr von einander ab, daß es schwer ist, aus allem dem was gesagt wird, eine Geschichte zu entwerfen, für deren kleinsten Umstände sich alle genaue Gewähr leisten liesse.



In folgendem treffen alle zusammen.

Der König war, wie er verwundet wurde, auf dem Wege von des jungen Marquis de Lavora Landhause nach seinem Pallast in Belem. Sein Vertrauter in Liebeshandeln oder Kammerdiener Feireira war bei ihm, und er fuhr entweder mit der Equipage des Feireira, oder in einem Miethwagen. Das erste des letztern Umstandes ist noch wahrscheinlicher als das letzte, aber gleichgültig ist beides in Betracht dessen, daß der König mit seiner Leibequipage fuhr.

Diese Umstände, verglichen mit einigen andern geheimen Umständen von der Art, welche sich am Hofe jedermann in die Ohren sagt, so daß sie dadurch vom ersten Minister bis zum Küchenjungen, jedem der am Hofe lebt bekannt sind, auswertig aber selten bekannt werden, vielleicht aus dem Grunde, weil sie jedem am Hofe, der von dergleichen Dingen etwas weiß zu geläufig sind, als daß er sie für Geheimnisse halten sollte, ergeben allerdings, daß die That, welche als Königsmord bestraft wurde, weiter nichts war als portugiesische Rache, wegen eines Scheltworts, welches man in dem größten Theile des gesitteten Europa kaum noch kennt. a)

- a) Das Wort ist Zahnrei, Portugiesisch Cornu. Welches letztere auch Horn heißt, aber theils wegen diesen und anderer schmutzigen Nebenbedeutungen so berüchtigt ist, daß es übel genommen wird, wenn man in honneter Gesellschaft es nur nennt. Die Portugiesen haben daher einige andere feine Umschreibungen für seine Bedeutung, als Horn; sie nennen es Pao do ar, Lustholz &c. Ein Mann geringern

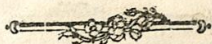


Hier ist die ganze Geschichte, so wie man sie sich seit 1759 in Lissabon zuerst als Geheimniß, höchstens nur unter vier Augen unter verschlossenen Thüren, in den letzten Jahren vor des Marquis von Pombal Abschiede vom Hof mit ungleich weniger Schwierigkeiten, nach seiner Verweisung aber so öffentlich erzählte, als es mit einigem Wohlstande, und der schuldigen Schonung der Delikatesse einer verwittweten noch am Hofe gegenwärtigen Königin, und eines eben verstorbenen Königs geschehen konnte.

Der König, sagte man, war ein heimlicher Anbeter der jungen Marquese Donna Isabella von Lavoura; heimlich, wegen der natürlichen Eifersucht seiner Gemahlinn, und vielleicht auch wegen des Gemahls jener Dame; des Königs Vertrauter in diesem, vielleicht auch andern Liebeshändeln, war sein Kammerdiener Teixeira. Um dem geheimen Verdacht der Königin und ihren Rundschaftern zu entgehen, gab der König geheime Arbeiten in einem Kabinet eines abgelegenen Flügels des Pallasts Belem vor b) in welchem er sich mit seinem Minister verschloß.

Standes wird das Wort Cornu nicht gern in Gesellschaft eines, von dem er glaubt er sei höhern Standes, sagen, und wenn ers ja thut, so ist's allezeit *Salva venia*.

b) Der Königl. Pallast in Belem, war zuerst nur eine Zuflucht der Königl. Familie nach dem grossen Erdbeben, wurde aber nachher ihr Wohnsitz, oder beständige Residenz. Er besteht größtentheils aus einer auf den ersten Anblick unübersehblichen Menge kleiner Häuser, die alle nach und nach, ohn allen Plan und Ordnung, so wie die Bedürfnisse der Familie wuchsen, oder man glaubte ein neues Zimmer zu brauchen,



Er überließ aber, wenn Arbeiten wirklich da waren, diese seinem Minister allein, oder wenn auch diese Geschäfte nur Vorwand waren, den Minister seiner eignen Gesellschaft, und fuhr zur Marquese von Tavora, deren Landhaus nicht weit vom Königl. Pallast entfernt war. Um sich gegen allen Verdacht bei der Königin zu sichern, welcher durchs Geflatsche der Hofbedienten hätte entstehen können, bediente er sich nie einer Hofequipage, sondern brauchte zu diesen nächtlichen Besuchen entweder die Equipage des Teixeira, oder aber (obgleich feltener) die des Ministers, bisweilen aber auch nur einen Miethwagen. Selbst die Kutscher, die ihn fuhren, wußten nicht, daß es der König war; aus dem Pallast kamen zwei in lange Mäntel verhüllte Leute, deren einer Teixeira war, welcher auch den Wagen an diese Stelle befehligt hatte.

Wie lange nun diese nächtliche Besuche unterbrochen, oder ununterbrochen gedauert haben, ist mir nicht bekannt geworden. Genug, Teixeira aufgeblasen von dem Vertrauen des Königs, kommt bei einer Gelegenheit, deren Veranlassung mir eben so wenig bekannt ist, mit dem Marquis von Tavora in heftigen Wortwechsel, und schilt den Marquis Zahnrei. Ein Sprichwort, welches in

hingebaut worden sind. Daß ein solches Gebäude eine ohnehin zu Liebesintriquen geneigte Nation beinahe als einen wahren Zufluchtsort betrachten, und daß darinn eine Geschichte wie diese, ohne sich dem Anblick vieler Zeugen blos zu stellen, vorgehen kann, bedarf wohl keiner weitern Erklärung. —



Portugal nie anderst, als mit Blut abgewaschen werden kann, selbst unter dem niedrigsten Pöbel. c)

Der Marquis von Lavoura, entweder aus Bestürzung über dies ihm völlig unerwartete Scheltwort, oder weil er zu sehr Hofmann war, rächt dieses Wort nicht auf der Stelle, sondern erholt sich selbst bey dem Marquis von Pombal Rath's, wie er sich in diesem Falle gegen den bekannten begünstigten Kammerdiener zu verhalten habe? und dieser sagt ihm: „Schiessen Sie ihn auf den Kopf! — aber, — hier macht er, die gewöhnliche Geberde der Verschwiegenheit, blinket mit den Augen, legt zwei Finger auf den Mund und zuckt die Achseln. d)

c) Man erzählt als Beleg folgende Geschichte. Zwei Portugiesen gerathen in Streit. Einer schilt den andern Jambaô, Schinken. Der welcher mit diesem neuen ihm noch unerhörten Titel belegt wird, fängt an, nachzudenken, was das Scheltwort wohl bedeuten könne. „Schinken schiltst du mich, sagt er ganz bestürzt, Schinken? was soll das heißen? — Im Schinken sitzt ein Knochen, und Horn ist auch Knochen, — du H***n Sohn schiltst mich Hahnrei!!! und nun zieht er sein Messer u. „

d) In reines Deutsch übersetzt, würde Pombals Geberde nichts mehr heißen, als behutsam! oder ja mit nöthiger Vorsicht! — Ich gebe diese Geschichte, so wie ich sie aus dem Munde von Leuten, die in den Jahren 1758 und 1759 in Portugal waren, gehört, und aus Vergleichungen mehrerer solcher Erzählungen zusammen gesetzt habe. Weil in allen Geschichten, so viel auf Kleinigkeiten ankömmt, so habe ich mich bemüht, so treu zu seyn, als es mir möglich ist, und erzähle daher auch so, wie ein Mann erzählen würde,



Der Marquis von Tavora, welcher die nächtliche Besuche des Teixeira vielleicht jetzt durchs scharfe Nachfragen seiner Bedienten erfährt, vielleicht auch schon vorhin davon wußte, gibt einigen treuen Bedienten Befehl, ihn den ersten nächtlichen Besuch des Teixeira wissen zu lassen.

Der 3te September 1758 war der unglückliche Tag, an welchem ein vertrauter Bedienter seinem Herrn dem Marquis von Tavora, von der Ankunft des Teixeira in seinem Hause Nachricht ertheilte. Der Marquis macht sich gleich mit seinen vertrauten Bedienten auf, um ihm bey seinem Wegfahren eine zweyte Zurückkunft unmöglich zu machen. Er läßt auf den Wagen der aus seinem Landhause gekommen ist, schießen, und trifft den König, den er, wie einige sagen in des Teixeira Wagen nicht vermuthete, andere sagen vermuthen konnte, weil er um seine nächtlichen Besuche wußte. Der letztere Umstand scheint mir deswegen unwahrscheinlich, weil er sich gar nicht, mit der beinahe allen Einwohnern warmer Länder natürlichen Eifersucht vereinigen läßt, auch der Marquis übrigens als ein heftiger und entschlossener Mann bekannt gewesen seyn soll.

Das soll die wahre Geschichte des Vorfalles seyn, welcher auf das grausamste als Königsmord und Hochverrath bestraft wurde.

Wenn man bedenkt, daß selbst laut des Urtheils und aller bekannt gewordenen Nachrichten, die ganze Wahrheit des

der lange Jahre in Portugal gelebt hat, und dem dadurch die Landsprache bis auf die Geberden bekannt ist.



versuchten Hochverraths, bloß auf der einseitigen Aussage eines Menschen beruht, welcher in einem nächtlichen Besuche, den er einer Bediente der alten Marquise von Favora abstattete, gestört wurde, und unter ein Bette versteckt ein abgebrochenes Familiengespräch der Familie von Favora mit anhörte, und daß diese Aussage durch nichts, als durch die heftigsten Martern der peinlichsten Folter ausgepreßte Geständniß einiger der angeblichen Mitschuldigen bestätigt worden ist, so muß man erstaunen, daß eine so angesehenene Familie auf eine solche Anklage vernichtet ist. Selbst die strengste Marter hat auch nicht allen des Hochverraths beschuldigten gleiches Geständniß abzwängen können: der junge Marquis von Favora soll unter den heftigsten Martern nichts gestanden, und auf Vorlegung des Geständnisses der übrigen sich erklärt haben: „die Schwachheit seiner Blutsverwandten sei ihm unerklärbar, daß sie sich durch Marter bewegen lassen könnten, Unwahrheiten zu sagen.“ Selbst auf dem Schafot soll er unter den rührendsten und männlichsten Bezeugungen seiner Unschuld gestorben seyn.

Nusser einigen andern sehr auffallenden Nachrichten, ist es klar und mit Zeugen bewiesen, daß einer von der im Urtheil als Missethäter angegeben und hingerichtet ist, gar nicht in Lissabon, sondern fünf Meilen davon in Cintra, gewesen ist, von andern angeblichen Missethättern, ist es nur wahrscheinlich, aber nicht völlig bewiesen, daß sie auf ihren Gütern gewesen sind.

Ferner, daß der Marquis von Favora, wenn es seine Absicht gewesen wäre, sich die Krone aufzusuchen, dazu am besten die Armee würde haben brauchen können, bei welcher



er sich so beliebt gemacht hatte, daß ein alter portugiesischer Offizier mich selbst versichert hat, hätte der Marquis der Armee nur erklärt, er wolle König seyn, er würde es geworden seyn, ohne aus seinem Pallast zu gehen. In wie weit diese Behauptung nun strenge Wahrheit seyn mag, lasse ich dahin gestellt seyn, immer beweist sie, daß der Marquis viel Liebe in der Armee hatte. Wie aber die Armee, und selbst ganz Portugal, hauptsächlich der Adel, im panischen Schrecken die Hinrichtung angesehen hat, und sich von diesem Schrecken nicht eher als nach Joseph des ersten Tode erholen konnte, das ist den Portugiesen heut zu Tage selbst unbegreiflich.

Noch ein Umstand, den man als allgemein wahr erzählt, ist merkwürdig. Alle Beisitzer des Tribunals, oder der Commission, die zu Untersuchung dieser Sache niedergesetzt war, sind vor Ablauf des Jahrs 1761 gestorben. Alle Akten und Verhöre zc. sind verbrannt. Ein einziger Advokat, welcher Defensor einiger Beschuldigten war, hat sich verkrochen, so daß niemand wußte, wo er geblieben war, bis er endlich nach dem politischen Tode des Marquis von Pombal sich in Porto wieder eingefunden hat. Er soll in Brasilien gewesen seyn, wohin er gleich nach dem geendigten Proceß so heimlich als möglich geflohen war, und während dem übrigen Theil der letzten Regierung verborgen, gelebt haben soll. Dieser soll auch noch einige Aktenstücke gerettet haben. Auf diese Aktenstücke und die Aussage des Mannes, auf dessen erste Aussagen die Klagen gegründet wurden, und des entflohenen Jose Polikarbo Azevedo, wird wahrscheinlich alles ankommen. Der zweite lebte noch im Jahr 1779 und nährte sich vom Schusterhandwerk



in Lissabon; ich habe nichts von seinem Tode, wohl aber wechselsweise Gerüchte, bald von seiner Gefangennehmung und Freilassung gehört. Die Zeit wird es also entscheiden müssen, ob die Veranlassung dieser schrecklichen Hinrichtung wahrer Hochverrath, oder aber schändliche Bosheit war, die sich auf den Trümmern der ersten Häuser in Portugal empor heben wollte.

Das ist der Hauptsache nach alles, was in den letzten Jahren des Marquis von Pombal in Lissabon und zum Theil in den Provinzen gesagt wurde. Vieles hat wenigstens einen grossen Schein von Wahrheit, doch gebe ich nicht alles als unumstößliche Wahrheit an. Ich habe meine Quellen gleich zu Anfang gesagt, und nach diesen bitte ich diese Geschichte zu beurtheilen.

B * * n.

= = = e = =

Fortsetzung des Artikels:

Ist der Mensch zur Freude geschaffen?

Ja, rief ich freudig aus, der Mensch ist zur Freude geschaffen! Alles Elend, das hier auf Erden Gott sendet, ist erträglich dem, der seiner Vaterhuld sich erfreuen, auf eine wonnevolle Unsterblichkeit hoffen darf. Das sind die Stützen die nicht wanken, wenn nun der Sturm weht.

Sey derummer auch noch so groß, der uns hier drückt — die Religion beut uns mit lindernden Tröstungen die Hand, und führt uns hin durch die düstre Nacht, in hellere, schönere Gegenden.

Freilich, wenn nach dem Tode Vernichtung deiner erwartete, du armer Sklav, der du da verzweiflungsvoll



deine Ketten schüttelst, — so vermöcht ich dich nicht, so gern ich wollte, zu trösten. Weinend dürftest du deinen Gott dann fragen: warum lehrtest du mich eine Welt kennen, die Tausenden Freude, mir Jammer darbeut? Aber, siehst du, Unglücklicher! Der Tod ist ein Uebergang zu einem bessern Leben, und wer dir den Trost rauben will, ist dein Freund nicht. Ein Menschenfeind ist er, der im Schlamm der Lüste dies Leben allein lieb gewan, ein künftiges fürchtete, und darum auch leugnete.

Dies Leben ist Prüfung, Erziehung, Vorbereitung für die Ewigkeit. Der Tod eine Zeit der Verwandlung. Aus der kriechenden Raupe wird ein geflügeltes, herrlich gefärbtes, Insect. Aus dem, mit Armuth, Kummer und Elend aller Art, ringenden Menschen, einst ein fiedlichers, herrlichers und schöneres Geschöpf.

„Hätt' ich nicht die Hoffnung, sagt Socrates beim Plato — im Phädon — wieder zu weisen und guten Gottheiten zu gelangen, und Seelen der Verstorbenen anzutreffen, die dort weit reiner und heiliger sind, als hienieden, so würd ich freilich unrecht handeln, wenn es mich nicht betrübte, daß ich sterben soll. Allein ihr wißt wohl, daß ich da, wo ich hinkomme, gutgesinnte und rechtschaffne Menschen anzutreffen hoffe.“

Man gewöhne sich nur, den Tod nicht als ein zähnefletschendes Ungeheuer sich zu gedenken, sondern als einen Boten des Friedens, der, ein heiterer Jüngling, freundlich zu uns schwebt und spricht: siehe, ich verkündige dir grosse Freude! Von jeder Bürde sollst du entlastet, jedem Kummer entrissen werden. Nicht mehr sollst du seufzend die Hände ringen und klagen: wann werd' ich Ruhe



finden! Siehe, ich führe dich hinüber zur Gesellschaft viel tausend fröhlicher Geschöpfe, wo man nicht mehr hört die Stimme des Drängers, des Neides Geflüster —

Und wenn wir nun, traurig nach Weib und Kindern blickend, weinend sagen: gern ging' ich, aber diese — Mir blutet das Herz!

Dann tröstet er uns freundlich und spricht: diese führe ich bald zu dir. Ewig vereint sollt ihr in himmlischen Lauben dann leben!

Wohl dann! antworten wir gestärkt. Reiche mir Müden die Hände! Ich folge dir, freundlicher Jüngling, übers weite, weite Meer! Was achtet der liebende Mann Sturm und Regen, wenn er zu seiner Geliebten eilt!

Wahrlich, die Nebel dieses Lebens sind nicht werth jener Unsterblichkeit. Und so wie wir jetzt sind, bedürfen wir ganz vorzüglich Hindernisse und Schwierigkeiten, um uns immer mehr empor zu schwingen, und dem Vater der Geister uns zu nähern. Je mehr Schwierigkeiten wir zu bekämpfen haben, desto dringender werden unsere Geisteskräfte aufgefordert, desto rühmlicher wird unsere Seele vervollkommen, und unser Leben verschönert. Armuth, Verlust irdischer Güter, treibt den Menschen an, seine Fähigkeiten zu entwickeln; das schärft seine Erfindungskraft, übt seinen Scharfsinn, und sichert ihn vor Müßiggang und dessen schädlichen Folgen. Ueberstandene Noth, überwundene Hindernisse erzeugen süße Freuden, und Arbeit, selbst Kummer, macht den Genuß des künftigen Vergnügens desto empfindlicher und schmackhafter. So schmeckt dem Schnitter sein Mahl süßer, wenn er nach



geendigter Arbeit unterm Schatten der Ulme Erfrischung und Kühle genießt.

Aber Pflicht ist's für jeden Menschenfreund, den schwer-
müthig Klagenden mit Geduld, und den Traurigen, der
selbst unter der Last des Elends seufzet, mit theilnehmender
Aufmerksamkeit anzuhören, um ihn durch Hinweisung
auf eine gütige und über alles wachende Vorsehung zu
beruhigen. Wenn wir ihn nicht gleich von seiner Bürde
gänzlich befreien können, so ist's ihm doch eine Erleichte-
rung, wenn wir freundlich zu ihm treten, und sprechen:
Bruder, gern wollt ich deine Last tragen, aber ich trag
auch meine Bürde. Laß uns in Gesellschaft wandeln; ich
gebe dir von meinem Labetrunk, und wenn du strauchelst,
will ich dich Schwachen mitleidig führen.

Pflicht ist's für jeden, die Menschen aufmerksam zu
machen, auf die mannigfaltigen Freuden, die uns schon
der Aufenthalt auf dieser Erde gewährt. Allenthalben
strahlt die erquickende Sonne, leuchtet der friedliche Mond!
dem Asiaten, wie dem Europäer, dem Armen, wie dem
Reichen. Wie jauchzet die ganze belebte Welt, so bald der
Frühling unsre Fluren besucht! da girrt die Turteltaube
vom Wipfel der Ulme, da stödet die Nachtigall im Wehen
des Hayns, da steigt die Lerche wirbelnd empor, daß der
fleißige Landmann sich freue! da entsprossen tausend Blu-
men der Erde; da duftet das bescheidne Weilchen Wohlge-
ruch unbemerkt um sich her; da entfaltet die königliche
Rose den wonnigen Busen. Reicher Segen schmückt im
Sommer die Felder; froh klingt die Sense durchs laute
Dorf; herrlich zücket der Wetterstral!



Jedes Land beut stärkende Nahrung dem Hungrigen dar; unter jedem Himmelsstrich besucht uns der erquickende Schlaf. Und sey er, wer er wolle, der Bewohner kanadischer Forsten, oder piemontesischer Thäler, wer wehrt's ihm, daß er nicht schmecke die herrlichsten Freuden, die Freuden keuscher Ehe und süßer Gefälligkeit.

O, du darfst nicht eben reich und beglückt seyn, um durch geweihte Liebe beseligt zu werden. Auch der Aermste findet oft eine Gefährtinn auf dem oft rauhen Pfad dieses Lebens, die ihm seine Sorgen erleichtere, sein Leben verführe, jedes kleine Glück mit ihm theile, in seiner letzten Stunde — im Todeskampfe den Angstschweiß ihm abtrockne, seine Kindlein erziehe, an seinem Grabe, sich nach ihm sehnend weine, und dann gen Himmel ihm folge.

Im wohlküstigen Haram, von tausenden Schönheiten umringt, sitzt der üppige Pascha und beut alles auf, was die Sinne bezaubern, den Geist entnerven kann. Am Abend ist er erdroffelt; indes sein dürstiger Nachbar sicher sich freuet, und einst friedlich entschlummert.

Die unentbehrlichsten und besten Güter sind reichlich genug, und unparthenisch, vom Allvater ausgetheilt. Wo ist ein Winkel auf der bewohnten Erde, wo nicht der Mensch Nahrung und Gesundheit und Zufriedenheit findet? Liebt nicht jede Nation den Fleck Landes, den ihre Väter bebauten? daß der brave Helvetier nach den Himmelansteigenden Bergen seines geliebten Vaterlandes sich sehnet, nimmt mich nicht wunder. Freiheit und edle Einfalt der Sitten, wie die Vorwelt sie kannte, wohnt hier unterm ruhigen bemosten Dache. Arbeit wechselt mit lieblicher Ruhe. Heiter ist sein Himmel; trefflich der Ras. Fröhlich



ertönt in den uralten Forsten das Hifthorn des Waidmanns, die Flöte des Ziegenhirten am hangenden Felsen.

Aber, daß in Tierra del Fuego, wo ewiger Winter die Gefilde deckt, wo um die nackten, empor drohenden Gebirge, unsterbliche Winde sausen, daß in diesen Wohnungen des Grauens Menschen leben, die vor Kälte schauern, und doch gesellig sich lieben — das rührt mich bis zum Weinen. An das rauheste Klima gewöhnt sich der Mensch, allenthalben dauert er aus.

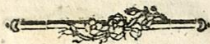
Bersprecht dem Grönländer weiches, süßes Leben außerhalb seinen Wüsteneien! wird er euch folgen? In seiner Hütte oder Höhle ist ihm wohl. Im langen, trüben Winter sitzt er daheim, wenns draussen stürmt, und erfreuet sich seines Weibes und seiner wohlgefütterten Kinder, genießt behaglich aller häuslichen Freuden am flammenden Heerd. Aber, kaum blickt die Sonne lieblicher Herab, so eilt er ins Grüne und athmet frolockend Gottes milde Luft, die hüpfenden Buben um ihn her. Gott ist allenthalben, und gegen alle Menschen Vater, futtert den Wallfisch im Meer, und die jungen Raben, wenn sie zu ihm schreien, im schwankenden Neste.

(Der Beschluß nächstens.)

Beschluß:

Von den Eiern, Nestern und dem Flug der Vögel.

Die meisten der Wasservögel mit gespalteneu Zähnen legen ihre Eier auf den Boden. Der weiße Löffler und der gemeine Reiher bauen in Bäumen, und machen



große Nester mit Stecken, u. dergl. Störche bauen auf Kirchen oder Giebeln der Häuser.

Taucherhühner bauen ein großes Nest an der Wasserseite. Seehähne machen ein schwimmendes Nest auf dem Wasser, welches vielleicht mit einigem Schilfrohr in der Nähe zusammenhängt.

Vögel mit Schwimmhäuten nisten auf den Boden, wie z. E. die Wassersäbel, Seeschwalben, Tauchergänse und Enten. Diese letztern pflücken das zarte Gefieder aus ihrer Brust, um ihren Jungen dadurch ein weiches und wärmeres Lager zu verschaffen. — Pinguins in Löcher unter die Erde. — Seeraben nisten zuweilen auf Bäumen; Seekrähen bauen auf hohe Felsen mit Stecken, getrocknetem Ried- oder Seegras, und andern schlechten Materialien.

III. Vom Flug der Vögel.

Hätten alle Vögel einerlei Art zu fliegen, so würde keiner den Raubgattungen entkommen können. Denn viele haben ihr Leben blos dem schnellen Fliegen zu danken, so wie die Wasservögel dem Untertauchen.

Der Weyher und viele vom Falkengeschlechte durchschneiden sanft die Lüfte, ohne daß sie die Flügel zu bewegen scheinen.

Die meisten der Aelsterartigen fliegen schnell, mit häufiger Bewegung der Flügel. Der Paradiesvogel schwebt in der Luft, als ob er schwimme. Baumhacker fliegen ungeschickt, gleichsam sprungweise, und wenn sie weit fliegen wollen, pflügen sie niederzusenken.

Die Zühnerartigen fliegen alle stark und schnell, aber es dauert ihr Flug, wegen der Schwere ihrer Körper,



nicht lange. Das Taubengeschlecht ist besonders geschwind —

Die Sperlingsartigen pflegen nicht weit zu fliegen, und immer ihren Flug zu wiederholen; es sey denn, daß sie wegzögen. Unter diesen ist das Schwalbengeschlecht sehr behende, und ihr Flug dauret lang.

Dem Straußengeschlechte hat die Natur den Flug versagt; aber ihre kurzen Flügel dienen ihnen, im Laufen den Wind zu fangen, und ihre Bewegung dadurch, wie durch Segel zu beschleunigen.

Viele der größern Wasservögel mit getheilten Zähnen haben einen langsamen und schlappen Flug. Aber die meisten der kleinern fliegen schnelle, und mit ausgestreckten Füßen, um dadurch die Kürze ihrer Schwänze zu ersetzen. Wasserhühner und Wachtelkönige lassen ihre Füße im Fluge herabhängen.

Taucherhühner und Seehähne sind nicht leicht aus dem Wasser zu bringen; wenn sie aber fliegen, so geschieht es schnelle. Seehähne und Taucherhühner fliegen mit ihren hintern Theilen unterwärts, weil ihre Flügel vorwärts stehen. Vögel mit Schwimnhäuten an den Zähnen, fliegen theils segelnd, wie die Meeressäuger; Settgänse (oder Pinguins) und eine andere Art (*Alca*) können nicht fliegen. Wilde Gänse fliegen bei ihren Auswanderungen nicht ohne Ordnung, sie machen in langen Linien die Figur einer liegenden \triangleright oder so dergleichen, wie die Alten von den Kranichen erzählen.

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten.

Achtes Stück.

Montags am 16. Jul. 1781.

Auszug eines Briefs von Hanns Görge in Colmar
an seinen Gevattermann Krummholz
in Basel.

Colmar, den 10. Jun. 1781.

Lieber Gevattermann!

Er hat mich in seinem letzten Brief gefragt, was ich von Graf Cagliostro in Strasburg halte. Sieht er, Gevattermann, dies ist eine schwere Frage! Ganz gewiß, glaubt er, ich hab mich deswegen so lang in Strasburg aufgehalten, um mein steif Bein curiren zu lassen; aber da irrt er sich; ob ich ihm schon gestehen muß, daß ich mein steif Bein bei vielen Blinden, Lahmen und Tauben herumgeschleppt habe, um mit meinen eigenen Augen zu sehen, was der Mann für Curen macht; und dann freilich hätte ich noch etwas gewagt, wenn ich gesehen hätte, daß andere, die auch ein steifes Bein hatten, wieder französische Contertänze mit tanzen könnten.

Gevattermann! weil ich wohl merke, daß er nicht blos aus Fürwitz fragt, und sich noch einfallen läßt; es ließe



sich für sein halb blindes Aug vielleicht doch auch ein Mittel finden, so will ich ihm frei von der Brust weg reden, wie es sich für brave Gevatterleute schiekt.

Er weiß wohl Gevattermann, daß es sonst meine Sache nicht ist, über andere Menschen zu urtheilen; mich dünkt, ich habe so viel vor meiner Thür zu fegen, daß ich jedem andern seine eigene Thür überlassen will.

Es ist mir auch wohl bekannt, daß so die Menschen in einem gewissen Cirkel herumhinken; und wenn sich denn einer untersteht, aus dem Cirkel herauszuhüpfen, und seinen geraden Weg fortzugehen, so ärgert es alle die Hinfenden, daß einer besser seyn will, als sie; daß er nicht mithinken, und sich nicht auch so in dem Cirkel herumtreiben lassen will, wie sie; da schänden und lästern sie dann über den Sonderling, und da ist denn nichts recht, was er thut. Nun sieht er, ich will auch nicht über Cagliostro urtheilen, sondern es kommt nur drauf an, ob es der Mühe werth ist, lieber Gevattermann, mit seinem einen Auge am Keyf und mit dem andern in der Hand von Basel nach Strasburg zu kommen, um sein zweytes Aug am Kopf, mit dem es nicht so richtig steht, den Händen des Grafen Cagliostro zu überlassen.

Wenn er mich fragt, Gevattermann! ob denn Cagliostro wirklich Kranke und Prästhafte curirt hat? so sag ich ihm herzlich, ja: aber wenn er mich fragt; ob er denn auch viele nicht curirt hat? so sag ich ihm wieder, ja! und das um so viel mehr, da nur, was ich weiß, gewiß zehn nicht curirte gegen einen curirten zu stellen sind. Aber was Cagliostro bei seinen Curen auszeichnet, ist, daß er außerordentlich starke Mittel brauchet, die den Körper heftig

angreifen, im Anfang gewöhnlich Besserung versprechen, nachgehends aber nicht so ausfallen, wie man sich anfänglich eingebildet. Eine üble Gewohnheit hat der gute Mann an sich, daß er nämlich fast jedem Prästhaften auf sein Ehrenwort in kurzer Zeit zu helfen verspricht, das Uebel als eine Kleinigkeit ausgiebt, mit dem er in wenig Wochen fertig seyn wolle. Wenn sich denn das Gegentheil zeigt, und es sind arme geringe Leute, die ihm von keinem Grossen anempfohlen sind, so schimpft er, heißt sie Eusonen, die verdienen auf dem Misthaufen zu krepiren, von denen es unverschämt ist, einen Mann, wie ihn, immer zu beunruhigen — das denn freilich ein leidiger Trost für die Kranken ist. Bei vornehmen Personen geht er mit mehrerer Behutsamkeit zu Werk: stirbt ihm einer zu eben der Zeit, wo er ihm alle Hoffnung gegeben, so sagt er, er müsse vergiftet worden seyn. Bei diesen ist er eben so vorkommend, als er gegen Niedere, die ihm nicht von Grossen anempfohlen sind, grob und zurückstossend ist.

Was ihm am meisten Ruf gegeben, ist die Cur an einem Sekretair eines vornehmen Herrn, von dem es geheissen, daß ihn alle Aerzte verlassen, und den gewissen nahen Tod vorher verkündet hätten. Wie ich diese Sache genau untersucht, ist es nur ein einziger unvorsichtiger Arzt gewesen, dessen vorzügliche Kunst für Krankheiten vom guten Ton sehr gerühmt wird, dessen übrige Geschicklichkeit aber von dem größten Theil der Stadt schon gar sehr in Zweifel gezogen worden.

Alle übrigen Aerzte der Stadt haben kein Wort davon gewußt. Dieser Sekretair geht noch an Krücken, und hat einen Fuß merklich kürzer. Viele Halbtrauben und



Halbblinden hat er ganz taub und ganz blind gemacht, und nicht einem einzigen geholfen, ob er schon allen Zohen und Niedern auf seine gräßliche Parole zu helfen versprochen, und einigen mehrere Wochen lang höllische Schmerzen verursacht hat. Dies alles hab ich nicht vom Hörensagen, sondern ich hab es mit meinem steifen Bein selbst untersucht: Zwey Lahme, die an Krücken giengen, gehen durch seine Vermittelung igt am Stock. Andere von der Art, sind entweder an den fürchterlichsten Schmerzen gestorben, einige sind nicht besser, und andere schlimmer geworden.

Bei kleinen Gebrechen hat er wirklich mehreren geholfen. Was sonderbar ist, so will er mit keinem Arzt, wenn er auch noch so berühmt ist, etwas zu thun haben, auch versichert man, daß man ihn über einigen groben Unwissenheiten ertappt hat.

Er giebt von sich aus, er wäre 20 Jahre in Aegypten und Asien gewesen, und er spräche Arabisch am fertigsten; aber da ist ihm neulich ein sonderbarer Spas geschehen, Gevattermann! Da kommt ein Professor aus Schweden hieher, dem das Arabische so frisch vom Maul soll weggehen, wie der Sau das Brunzen; der geht zu Cagliostro, parliert eins daher auf Arabisch, daß es eine Art hatte, und mein Graf gast ihn an, weiß nicht, was dies bedeuten soll, und wußte nicht einmal, daß dies Arabisch wäre. So wird man denn ertappt, wenn man lügt; und da sieht er denn, Gevatter wieder, daß es eine — sche Sache ums Lügen ist.

Ein gewisser Prinz sagt in Strasburg so laut, als man will, daß Cagliostro bey seinem Vater gewesen, ihm



versprochen, Gold zu machen, und wie er viel Geld durchgebracht, und kein Gold heraus kam, so hat er sich davon gemacht, und den Abschied vergessen.

Gewiß ist es, daß Er selbst in Strasburg kein Geld und keine Geschenke nimmt; daß aber das Weib, die seine Frau seyn soll, Schulden macht, Geld und Geschenke nimmt, soll gewiß seyn; denn er kann sich leicht vorstellen, Gevattermann, daß unser einer mit einem steifen Bein dies nicht untersuchen kann. Wahr ist es, daß er Handlanger von Wundärzten gehabt hat, die sich gräßlich haben bezahlen lassen, und die blutwenig sonst ihre Kunst verstehen.

Cagliostro hat anfänglich bei seinem Aufenthalt in Strasburg einen Verschuldeten aus dem Thurn befreit, die Sache so viel möglich selbst bekannt gemacht, und in Untersuchung der armen Kranken, sich der eckelhaftesten Dinge nicht geschämt; dies hat er gethan, bis er den Zulauf der Grossen hatte: diese tractirt er herrlich; deswegen fehlt es ihm an sogenannten Freunden unter ihnen nicht: ich weis auch gewiß, daß wenn Grosse zu ihm gekommen, er sich hinterrucks erkundigt, ob sie wohl ansehnliche Reichthümer besäßen, und ob einer oder der andere wohl das Herz haben möchte eine gewisse Summe aufs Spiel zu setzen, um unschätzbare Reichthümer zu gewinnen.

Aus allem diesem, lieber Gevattermann! sieht er wohl, daß es Cagliostro nicht drum zu thun seyn scheint, Kranke und Prästhafte zu curiren; deswegen wenn ich ihm wohl zu rathen habe, so bleib er mit seinem halbblutenden Auge



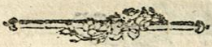
zu Haus, so wie ich auch mein steifes Bein Cagliostro zu gefallen nicht nach Strasburg schleppen werde.

Uebrigens ist Cagliostro ein gescheuter Mann, der niemals Dummheiten auf eine dumme Art weder sagen noch thun wird, und das Zeug von der Art, das in den Zeitungen von ihm steht kann er herzlich für Lügen halten. Ueberhaupt Gevattermann! wird er bemerkt haben, daß man in den öffentlichen Zeitungen gemeine Leute, wie unser einen, nur zum Narren hat, und daß wir blutselten die Wahrheit erfahren: ich hab schon oft gedacht, es ist doch eine herrliche Sache, daß es einem braven Kerl wohl ums Herz seyn kann, wenn auch alle die klugen und unklugen Geschichtgen, die uns von andern erzählt werden, nicht so gar richtig wären.

Udiös lieber Gevattermann! und vergess er mir nicht einen guten Schabziegerkäs zu schicken! —

P. S. Es giebt wohl der Geschichten von dem Graf Cagliostro noch manche in Strasburg, und vielleicht je länger er sich daselbst verweilt, desto mehr Aufmerksamkeit werden sie verdienen. Wenn ers gern hat, Gevattermann! und curios drauf ist (versteh sich, um für sich und andere eine gute Lehre draus zu ziehen) so will ich ihm so eine und die andere noch erzählen, und will mich sogar mit meinem steifen Bein noch in Unkosten werfen von allem die purlautere Wahrheit zu erfahren. Sieht ers, dies thät ich einzig und allein ihm zu lieb! —

Der hiervorstehende Brief ist mir, unter meiner Adresse, von unbekannter Hand zugestellt worden; und da ich nicht einsehe, warum ich ihn den Lesern entziehen sollte, so will ich dem unbekanntem Verfasser nur dabei anzeigen: daß, wenn eine gründliche Antwort, oder auch eine Widerlegung seines Briefes mir zu Händen kommen sollte, ich sie unsern Lesern gleichfalls mittheilen werde. . . .


Beschluß des Artikels:
Ist der Mensch zur Freude geschaffen?

Abgerechnet, daß bei steigender Kultur auch nothwendig neue Bedürfnisse entstehen müssen, so darf man doch nie in einem Lande, wo Prachtiliebe und Schwelgerei eingerissen ist, zur Entscheidung der Streitfrage über die Erfordernisse zur Glückseligkeit, an den grossen, oder glänzenden Haufen sich wenden. Der wandelt immer mit einem Vergrößerungsglase in der Hand, und sieht, wie jener Italiener, durchs Fernglas eine Fliege im Mond, wenn sie doch nur vorn Glase sitzt.

Als der weiseste Narr, der Cynicker Diogenes, eines Tags das Volk vom Schauplatz kommen sah, ging er, dem Haufen sich entgegen stemmend, hinein. Auf die Frage, warum er dies thäte, antwortete er: das bemüß ich mich in meinem ganzen Leben zu thun!

Wer die Abhandlung des Sarasa „die Kunst stets glücklich zu seyn“, nicht lesen mag, der suche, je eher je lieber, den ehrlichen Pächter Williams kennen zu lernen. Der ist ein gültiger Richter. Des seligen Sturz vortrefflicher Aufsatz — Wer ist glücklich? enthält die herrlichsten Vorschriften zur Kunst des Sarasa, in der fast alle rufschen, wenige Meister sind. Je weiser du arbeitest, desto glücklicher verdauest du, desto rechtgläubiger bist du in der Lehre von der Vorsehung, und desto herzlicher kannst du dem klagenden Lutrez, und seinen Nachbetern ins grämliche Antlitz lachen. Der Despot Dionysius schmausete einmal bei den Lacedämoniern, versicherte aber, nach geendigter Mahlzeit, daß ihre schwarze Brähe ihm nicht



sonderlich schmecke. Das ist kein Wunder, antwortete der Koch, das Gewürz fehlte dran. Was für Gewürz? — Strapazen auf der Jagd, vergossener Schweiß, Hunger und Durst!

Drum schmeckten dem Perser Artaxerxes Mnemon trockne Feigen und Gerstenbrod so herrlich, als man ihm auf der Flucht den Küchenwagen geplündert hatte. Was für ein Vergnügen, rief er aus, hab ich bisher nicht entbehrt! Das sind bekannte Sachen, aber schadet gar nicht, wenn man sich von Zeit zu Zeit daran erinnert.

Alexander befand sich wohl, so lanæ er seiner jugendlichen Erziehung treu blieb. Sein Hofmeister Leonidas verstattete ihm in seinen frühern Jahren durchaus keine Naschereien. Er durchsuchte alle Tage die Kästchen und Kleider des jungen Prinzen, aus Besorgniß, daß seine Mama, die zärtliche Olympias irgendwo einige Leckerbissen möchte versteckt haben. Man weiß sein Schicksal, so bald er auf gut persisch zu zechen anfing. Menschenfeindlich handelte er sonst gegen eine Welt; jetzt auch gegen sich selbst.

Die meisten Menschen sind die Schöpfer ihres Elends; leider, nur gar zu oft auch des Elendes anderer. Wenn jeder, seiner Bestimmung eingedenk, seine Pflichten so treu, als möglich, erfüllte; wenn jeder ein Vergnügen darin fände, den Traurigen, den der Allmächtige verwundete, zu trösten, den entkräfteten Greis zu speisen, und hilfloser Waisen sich zu erbarmen; wenn nur nicht einer den andern drückte, hasste und verfolgte; wenn kein Unversöhnlicher mehr die Tage seiner Widersacher und sein Leben verbitterte; wenn kein Bösewicht mehr Tugend und

Unschuld verwüsthete; wenn die Furie des Kriegs nicht so entsezlich Brüder gegen Brüder bewafnete und vom Haufen der Todten und verstümmelten teuflisch grinzte: wenn Menschenliebe allenthalben thätig wirkte — wie paradiesisch würde dies Leben seyn! —

Unter allen Uebeln, die in der Welt sind, ist die Sünde das einzige wahre, das größte Uebel. Erziehung, von Religion, wie wir sie haben, unterstützt, kann dem Scheusal allein entgegen arbeiten, dem schrecklichen Strom allein kräftig sich entgegen dämmen. Sünde macht immer unglücklich, du magst nun in der elendesten Hütte deine Greuel üben, oder in stolzen Pallästen; der Gesang tausender Freude übertäubt wohl eine Zeitlang den Ankläger, der in dir selber wider dich zeuget, aber, wenn sich die Sängler der Wollust müde geschrien haben, oder verschwinden, ruft dein Gewissen desto kräftiger.

Welche Greuelthaten werden verübt, wie mancher Seufzer unterdrückter Nationen stieg von jeher, zu Gott empor, wie viel unschuldiges Blut hat die Erde getrunken! Wohl uns! Hier wohnt Sicherheit und Ruhe. Laster heißt hier noch Laster; Jugend und Sittsamkeit sind nicht verächtlich. O, daß Unglaube und Laster, diese Kinder der Narrheit und Bosheit, die nicht einen Vortheil, Wohl aber tausendfaches Elend und schreckliche Nachreue, früher oder später, wirken, nie in unsern glücklichen Gegenden bleibende Stätte finden mögen! Ich sah einst einen Mörder stumm, wie in sich selbst versunken, blickte er starr zur Erde. Seine Seele durchkreuzten tausend entseztliche Gedanken; aber, einer kehrte immer wieder: ich bin ein Mörder! Alle Frevelthaten, die er verübt hatte,



wandelten jetzt vor seinem schauernden Geiste vorüber in schwarzen Gestalten — Wie fürchterlich rächt sich verlorne Unschuld! Erst schmeichelt das Laster dem Sünder, lockt ihn zu sich mit süßem Gesang, bis es ihn gewiß gefangen hat, dann peitscht es ihn, daß er laut heult.

Wer ist zur Freude geschaffen? Jeder Sohn Adams, er sey reich oder arm, vornehm oder gering. Wer erreicht seine Bestimmung? Kein ungebesselter Sünder, nur der Fromme. Wann gelangt er zum völligen unge störten Besitz seiner Freuden? Auf diesem Planeten, disseite des Grabes, nie. Darf er die irdischen Vergnügungen, so lang er hienieden waltet, genießen?

So bald er darüber seine Straffe nicht verläßt, wohl; Gott schenket sie ihm, damit er nicht ermüde, er ist selig — seine Geschöpfe sollen sich auch freuen.

Welche sinnlichen Ergöhzungen sind die edelsten? die des Augs und des Gehörs; sie sind unsers bessern Theils, der unsterblichen Seele, würdiger — erwecken nicht so leicht Ueberdruß und Ekel, und schaden auch dem schwächsten Körper nicht. Die übrigen haben wir mit den Thieren gemein. Ist denn der, welcher nur riechen, schmecken und sein körperliches Gefühl gekizelt wissen will, ein thierähnliches Geschöpf, obwohl er aufgerichtet geht? Allerdings. Ist denn der Mensch zuverlässig mehr als bloße Materie? Alle Nationen glaubens; die beste Religion wäre ohne diese Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ein Unding; die christliche, der Stolz des klügsten und aufgeklärtesten Welttheils, hat sie felsenfest gegründet, und durch diesen Trost viel tausend Sterbende erfreuet, im Todeskampf gestärkt; Socrates, Plato, Cicero, Mark,



Kufel, Luther, Melancton, Calvin, Erasmus, Philippus Mornäus, Grotius, Newton, Clarke, Leibniz, Ganganelli, Haller, Sulzer, Maria Theresia, die besten und größten Menschen erfreuten sich ihrer ewigen Dauer — La Mettrie leugnete ein künftiges Leben! wer war La Mettrie? Ein Narr, der blos sinnliche Freuden liebte und an einer Pflanze sich zu tode fraß.

Why shrinks the soul.

Back on her self, and startles at destruction?

A.

Etwas vom Geschmack.

Die Bildung des Geschmacks, sagt Sulzer, ist eine grosse Nationalangelegenheit. Von der Wichtigkeit dieser Behauptung scheint man schon lange überzeugt gewesen zu seyn. Welch ein eifriges Bestreben unter Leuten aller Art, sich mit Geschmacks zu kleiden, mit Geschmack verfertigte Schuhe zu besitzen, mit Geschmack freisirt zu seyn! Es scheint also etwas sehr überflüssiges zu seyn, die Verfeinerung desselben als ein wichtiges und nützliches Geschäft anzupreisen.

Entweder kannte Sulzer den ganzen Werth der Zeiten nicht, worinn wir jezt leben, oder der grosse Mann dachte sich bei dem Worte Geschmack etwas edleres und höheres, als alle die, welche den rühmlichen Nahmen eines geschmackvollen Mannes so freigebig austheilen, ihn an so manchen verschwenden, der weiter nichts darum that, als Romane, Operetten und Comedien lesen. Dies hat durchaus einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Litteratur und viel andere Sachen. Alle die herrlichen Wirkungen,



die man dem Geschmaek zuschreibt, kann man nur von einem wahren und grossen Geschmaek erwarten, und von dem redet Sulzer, der den Nahmen eines äusserst geschmaekvollen Mannes durch ganz Deutschland sich erworben hat.

Ein scharfer Verstand, der die Gegenstände und ihre Eigenschaften vergleicht und abwägt, ein feiner Witz, warme Einbildungskraft, eine zarte Empfindsamkeit des Herzens, die uns fähig macht, leicht und schnell gerührt zu werden, und äusserst feine Empfindungen müssen sich vereinigen, um den geschmaekvollen Menschen zu bilden. Der Geschmaek bleibt nur so lange ein richtiges Gefühl des Schönen, als es den unveränderlichen Regeln der Wahrheit angemessen ist. Erziehung thut erstaunlich viel. Vielleicht würde mancher der jetzt so sehr verachteten Scholastiker ein trefflicher Schriftsteller geworden seyn, wenn er in den glücklichern Zeiten des Perikles oder Augustus gelebt hätte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß es Menschen von gänzlichem falschem Geschmaek gebe. Von einigen Sachen wenigstens werden sie sich, wie Gerard in seinem *essai on taste* (Versuch über den Geschmaek) bemerkt, richtige Begriffe machen, folglich auch etwas wenigstens, das wahrhaftig schön ist, richtig empfinden. Ueber gewisse Gegenstände sind die Menschen ziemlich einig. Ein majestätisches, langsam den Horizont herauf wandelndes Gewitter erfüllt den Franzosen, wie den Grönländer, mit einem Gefühl der Grösse und Erhabenheit. Wen entzückt nicht jenes wunderschöne Gemisch von Farben im Bogen des Friedens!

Gleichwohl weichen die Begriffe einzelner Menschen und ganzer Nationen in Absicht der Schönheit sichtbarer

Gegenstände, in so fern sie sich durch ihre Figur empyfehlen, oft gänzlich von einander ab, vorzüglich in Absicht der vollkommensten sichtbaren Schönheit, der menschlichen. Verschiedenes Maas der Einbildungskraft, Zugespaltung fremder Begriffe, Erziehung und mehrere, oft unerklärbare Ursachen, äussern dabei ihren unlängbaren Einfluß. Den Neuseeländer entzückt ein aufs scheußlichste tätowirtes Gesicht. Der Neuholländer steckt den Knochen eines Vogels durch die Nase, und hält wahrscheinlich diesen Schmuck für ausnehmend.

Ich übergehe das, was man von Regelmäßigkeit, richtigem Verhältniß und Einförmigkeit zu sagen pflegt, und bemerke nur noch in Absicht der letztern, daß der Künstler sie mit Mannigfaltigkeit zu verbinden suchen muß, so bald er merkt, daß die Aufmerksamkeit neue Lenkung bedarf. Das Auge ermüdet auf unermeßlichen Ebenen, wo ewiges Einerlei herrscht. Ordnung muß die Faßlichkeit des Ganzen erleichtern. Bei grossen Gruppen, voll herrlicher Gegenstände, bemerkt der Zuschauer den Mangel der Ordnung nicht, sie gefallen durch ihre Grösse.

Edle Einfalt kömmt dem zu, das blos durchs Wesentliche gefällt, und der gute Geschmaek ergötzt sich ausnehmend an ihr, wo sie sich auch findet. Sie entzückt in der Rotonda, wie im Charakter und Betragen Abrahams; im hohen Gesang der epischen Muse, wie im Schall der Hirtenflöte. Wer kann ohne Rührung im Homer den Abschied Hektor's von seiner traurigen Andromache, wer ohne Wehmuth die Plagen Oßians, am Ende des Gedichts Carthou lesen! In Gottes Werken herrscht edle Einfalt überall. Glückliche Nachahmung der Natur ist daher der



sicherste Weg zur Unsterblichkeit. Wird der Künstler ihr ungetreu, oder ward er nie zu ihren Geheimnissen eingeweicht, so entstehen statt edler durch hohe Einfachheit entzückenden Tempel, Gotische, mit unzähligen Schnirkereien, mit ungeheuren Verzierungen, überladene Gebäude. Der Musiker, statt durch freien, edlen Gang zu gefallen, windet sich schwitzend durch unzählige Krümmungen schwerer Kompositionen, um, statt einer lohnenden Thräne, dem erstaunten oder verdrießlichen Zuhörer das Geständniß auszupressen, daß er große Fertigkeit besitze.

Schönheit im weitläufigen Verstande des Worts, wird allen Dingen zugeschrieben, die uns gefallen. Auch ergötzt unsern Geschmack alles das, was durch Höheit und Größe Erstaunen oder Bewunderung erweckt. Ihn ergötzt der Anblick des brausenden Weltmeers, jener in Wolken gehüllten, in furchtbarer Majestät über einander gethürmten Felsen des Feuerlandes, der Anblick eines flammenden Lavastroms, der sich mit dem Krachen eines tausendfachen Donners ins Meer wirft, und es mächtig zurück scheucht. — Der Anblick des Himmels, wie ihn in der feierlichen Stunde der Mitternacht Brydone auf dem Gipfel des Aetna sah, ihn geschmückt sah mit unaussprechlich hell schimmernden Welten, indes unter seinen Füßen der unermessliche Abgrund brauste.

Sowie aber nicht blos das sinnlich Schöne gefällt, so bringen auch Vorstellungen, die nicht Einbildungskraft und der Verstand erzeugen, ähnliche Wirkungen hervor. Der Gedanke, daß über die Milchstraße hinaus noch tausend andere seyn mögen, gefällt auch dem Geschmacke.



Durch öftern Anblick des Schönen, Angenehmen und Erhabnen wird der Geschmaek genähret, verfeinert und der Vollkommenheit immer näher gebracht. Der wildeste Flug der Einbildungskraft setzt den in Erstaunen, der regelmäßige Erfindung und meisterhafte Ausführung nicht kenneet. Der wilde Amerikaner geräth beim Klang der Leier in unaussprechliche Freude, weil noch kein Zänkel in seinen Wäldern aufstand. Wer sich an den feinen Witz des Terenz gewöhnt hat, kann sich über schmutzige Schwänke nur ärgern. Inzwischen wird auch selbst bei wirklich verfeinertem Geschmaek der Wunsch und das Streben nach dem äussersten Grade der Schönheit immer feuriger. O liebliche Ahndung der Unsterblichkeit. Das Gefühl des Schönen ist desto lebhafter, je grösser die Ueberzeugung von Vollkommenheit, je mächtiger und glühender die Einbildungskraft, und je stärker unsere Empfindsamkeit ist. Der Geschmaek hat tausend Schattierungen. Wenn er nur richtig und gut ist, so verdient er schon geschätzt zu werden. Aber glücklich ist der, welcher im vorzüglichen Verstande den Nahmen eines geschmackvollen Mannes verdient! Er hat eine unerschöpfliche Quelle reiner, unschuldiger und erhabner Freuden. Jeder Gegenstand der Kunst und der Natur bietet ihm Unterhaltung dar, und erweitert den Umfang seiner Kenntnisse, bereichert seine Einbildungskraft mit tausend anmuthigen Bildern, und verschuecht fürchterliche Langeweile und verzehrendes Gram. Er verbreitet auch einen gewissen Reiz, etwas gefallendes, übers ganze Leben des Menschen, der damit beseligt ist. Gemeinnützige Kenntnisse werden in seinem Munde faßlich und kraftvoll und eindringender. Seit



feines Gefühl für Ordnung und Harmonie wirkt in ihm Haß gegen Mißklang aller Art. Er verachtet gedehnten Witz, alles Unnatürliche, all die unnützen Subtilitäten, denen der Mann mit dem kleinen Geschmack unermüdet nachtrabt. Der Geschmack macht seine Seele für die Eindrücke des Guten und Edlen empfindlicher, indem er unmittelbar seine Sitten mildert und alle Rohigkeit verbannt. Er reizt ihn an, immer vertrauter mit der Natur zu werden, immer tiefer zu forschen, und dadurch seinen Geist zu erheben und für die Gesellschaft höherer Wesen vorzubereiten. Die Schönheiten der Natur liegen allenthalben enthüllt da! Allenthalben das Schauspiel der erstaunenswürdigen Größe des Weltgebäudes. Allenthalben in den lieblichen Thälern Griechenlands, wie in Peru's verbrannten Wüsten, der Anblick des gestirnten Himmels. Zeigt uns nicht jeder Frühling die junge, im frischen Morgenthau gebadete, Rose, die süßduftende Nelke! Und so verhält sich auch mit den Werken der Kunst. Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst, Beredsamkeit, veredelte, die Jugend nicht verwüstende, Schauspielkunst, welche Nahrung fürs Gefühl des Schönen! wem wird nicht beim Graumischen Tod Jesu das Herz bald von Wehmuth zerrissen, bald hoch über alle Sterne empor triumphirend gen Himmel getragen!

Gewährt aber der Geschmack so mannigfaltige, so reine und so nützliche Freuden, so enthält das schon Grund genug, für die Ausbildung und Verfeinerung desselben zu sorgen. Oder sollen sich etwa Geschöpfe Gottes nicht freuen?

(Der Beschluß nächstens.)

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten.

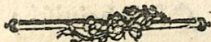
Neuntes Stück.

Montags am 23. Jul. 1781.

Von den Vorurteilen der Menschen in Absicht
auf ihre Gesundheit.

(Nach Gruner.)

Das Leben der meisten Menschen, ist ein wunderliches Gewebe von Einbildungen und Thorheiten, die ihr Glück untergraben, die Ruhe der Selen tödten, die Gesundheit vergiften, und den Tod mit allen seinen schrecklichen Folgen beschleunigen. Der Mensch, der stets ein Spiel der Leidenschaften ist, reißt sich aus den Armen eines süßern Traumes los, um bald nachher von den angenehmeren Phantasien eines andern getäuscht zu werden. Er ringt mit aller Hefigkeit, der er nur fähig ist, nach Dingen, die er für gut hält, genießt einige Augenblicke des Vergnügens, das sie erzeugen, und verläßt sie in kurzem voller Ekel und Verdruß, so leichtsinnig als der Schmetterling die Blume, die er liebhosete, und als der Liebhaber nach der Mode, seine Schöne. So flieht die kurze Zeit des Lebens, die zur Verschönerung der Selen- und Leibeskräfte, und zur Ausübung der erhabensten Pflichten bestimmt war, ungebraucht und ungenützt dahin, und die



Blendwerke eingewurzelter Thorheiten verfolgen uns nicht selten bis an den Rand des Grabes, wo öfters der grosse Geist so klein wird, daß er aus Liebe zu einem sonst wenig geachteten Leben, wie Saul zu der Here von Endor, zu einem Arzt im langen Kleide seine Zuflucht nimmt, um von ihm ein Gut zu erlangen, das jener selbst nicht kennt, noch geben kann.

Die Welt hegt in keiner Sache mehr Vorurtheile, als wenn es auf ihre vornehmsten Güter, Leben und Gesundheit, ankommt; und ist in Behauptung dieser Vorurtheile hartnäckig. Die größten Gelehrten hören oft auf es zu seyn, so bald von der Arzneiwissenschaft die Rede ist — der Ordensritter — der Seheimerath — der Bürger — wie der Bauer, bleiben steif bei ihren vorgefaßten Meinungen; unbiegsam, wenn sie den gegründeten Vorschlägen der Aerzte Gehör geben, und gewissen Misbräuchen großmüthig entsagen sollen, die durch die Verjährung das Bürgerrecht erlangt zu haben scheinen. Tausend traurige Beispiele predigen den Ungrund mancher Grillen, die als Familienstücke, erblich geworden sind, und dennoch ist man gegen seine Vorfahren so gefällig, daß man ihnen in der Arzneiwissenschaft blindlings folgt, obgleich man in der Moral sich von ihnen zu entfernen, kein Bedenken trägt.

Nichts ist gewöhnlicher als daß man den Arzt durch falsche Nachrichten hintergeht. Viele Personen gefallen sich selbst bei scheinbaren Erdichtungen, und rühmen sich einer Thorheit, wovon die unausbleiblichen Strafen auf dem Fusse folgen.

Der größte Schaden, den dieser Betrug erzeugt, trifft diese scheinbare Kranke gedoppelt. Durch ihre Täuschung suchen sie zu affectiren, enthalten sich allerlei Speisen, und ahmen in allem den wahren Kranken nach, wodurch sie geschwächt werden, und unter solchen Umständen, ihre Gesundheit untergraben. Ihr Betragen ist so lächerlich und widersinnig als das Betragen einer Jungfer, die sich für zwanzig ausgibt und schon sechs und dreißig passirt ist. — Ein Säufer der seine Nüchternheit rühmt; ein Fresser, welcher sagt, daß er keinen Appetit habe; ein Kranker, der schon längst von einem Pfücher Arznei gebraucht hat, und versichert, daß er noch nichts eingenommen habe; einer, der die Arzeneien, die er einnehmen soll, zum Fenster hinauswirft; einer der in seiner Krankheit ist und trinkt, was ihm verboten ist; der dem Rathe alter und junger Weiber folgt; der mehr, als einen Arzt gebraucht, ohne daß beide etwas von einander wissen; der mit der Sprache nicht heraus will, wenn er von Ausschweifungen krank ist, die ihm keine Ehre machen; der keine Arznei einnimmt, wenn sie nicht gut schmeckt; und kurz, der nicht dafür hält, daß der Arzt alles wissen, und der Kranke alles thun muß; alle diese Leute, sage ich, haben sich selbst zum Besten, vernichten selbst den Urstoff ihrer Gesundheit, und bereiten sich selbst einen frühzeitigen Tod.

Mit dem Arzte zu einer Zeit, gleichsam das Gespötte treiben, wo man ihn als den besten Freund betrachten sollte, verräth eine leichtsinnige Seele, die ihr eigenes Wohl und ihren eigenen Nutzen nicht kennt. Die Offenherzigkeit, die in dem gewöhnlichen Umgange oft schädlich



ist, und für Einfalt gehalten wird, ist bei einem Kranken, wahre Tugend und Pflicht, und entdeckt dem rechtschaffenen Arzte ein offenes Feld, wo er alle Ursachen, Zufälle und Mittel gründlich mit einander in Vergleichung stellen, und die Wuth der Krankheiten entweder gleich in der Geburt ersticken, oder doch so mindern kann, daß der übrige Rest des Lebens nicht in Gefahr geräth. — Es ist eine Entehrung der Menschlichkeit, die uns den Trieb zur Selbsterhaltung zur Pflicht gemacht hat, und eine Beleidigung für den Arzt, wenn man ihn niederträchtigerweise hintergeht.

Der Arzt predigt die Gesetze der Lebensordnung, und eifert wider Ausschweifungen, davon die traurigsten Folgen kommen: Er schildert das Gift der Wollust — das Heer von Krankheiten, welches ein Uebermaß im Essen und Trinken nach sich ziehet — und man bleibt gegen diese Vorstellungen taub!

Der Geist des Aberglaubens hat die Gemüther der Menschen angesteckt. Man macht es sich zur Pflicht, alle Kunstgriffe der Schmähsucht gegen diejenigen, aufzubieten, die unsre großväterliche Vorurtheile zerstören wollen; man besitzt Herzhaftigkeit genug, selbst Märtyrer dieser durchs Erbschaftsrecht erhaltenen Irrthümer zu werden. Unsre Urväter glaubten, daß man aus dem Urin das ganze Heer der Krankheiten, und auch sogar das Geschlecht der zukünftigen Nachkommenschaft bestimmen könnte, und ihre Enkel haben in unsern Tagen zu viel Achtung für das Alterthum, um klüger zu seyn als ihre Väter. Die Verehrung eines Harnpropheten, der sich unter allerlei Namen versteckt, und mit einer vielbedeutenden Miene Leben und Tod verkündigt; — diese lassen zuverlässig dem

wahren Arzt, allen ihren Haß empfinden, so bald er diesen ihren Abgott rauben will. Niederträchtige Unverschämtheit, lächerlicher Stolz, und dumme Verwegenheit, erheben einen solchen Nichtswürdigen zu dem Ansehen, womit ihn der Pöbel von allerlei Ständen verehrt —

Wiele Menschen glauben, daß ein grosser Büchervorrath das Zeichen eines grossen Gelehrten sey, und man darf sich also auch nicht wundern, wenn bei den meisten Personen sowohl vornehmen als geringern, medizinische Bücher einen Platz in den Schranken einnehmen. Sie haben immer ihren Werth, und ein Mitbürger, der ohne Arzt zu seyn, sich in müßigen Stunden mit der Kenntniß seines Körpers und der Uebel, denen er ausgesetzt ist, beschäftigt, klärt seinen Verstand auf, und lernet den guten Arzt schätzen; wenn nemlich diese Schriften von grossen und berühmten Männern aufgesetzt sind, wie Tissot, Unzer &c. und mit Kenntniß und Geschmack gelesen werden. Aber — weg mit solchen verwünschten medizinischen Hausbüchern, die eine Sammlung unsinniger und abergläubischer Thorheiten sind, wo gewissen Körpern Wunderkräfte beigelegt werden, die sie nicht haben können, wo das Lungenkraut für die Lunge, Leberkraut für die Leber, Steinkraut gegen den Stein und dergleichen heilsam seyn müssen, wo man Pöffen und Alfanzerien der Astrologen von dem Einflusse der Gestirne auf die Gesundheit der Menschen, als Machtprüche anführt, wo der Kopf eines vom Rade geholten Strassenräubers, die Wurzel so unter gewissen Aspecten zu gesetzten Zeiten und Stunden gegraben worden, als die besten und sichersten Mittel gegen unheilbare Krankheiten gepriesen werden. Solche Bücher sind eine wahre



pest für Menschen und Vieh, und die Verfasser derselben sind nichts als wahre Giftmischer, für den Verstand und das Herz solcher Leser, die nicht genug Einsicht besitzen, den Werth derselben zu bestimmen. Die Wahl der rechten Mittel und der rechten Zeit sie anzuwenden, sind ein so wichtiges Geschäft, daß man nur einem einsichtsvollen und von allem Aberglauben freien Arzte trauen kann.

Die Hausapotheken behaupten nach den medizinischen Büchern den nächsten Platz. Die meisten Personen, die sich mit einer solchen Apotheke und mit den darinn enthaltenen Arzencien brüsten, wissen kaum etwas mehr als einen gedruckten Zettel zur Empfehlung aufzuweisen, und bei diesen ist ihr Gebrauch zuverlässig das, was der Dolch in der Hand des Rasenden ist. Diese Hausapotheken sind oft eine Sammlung hirnloser Einfälle gewisser eigennütziger Aerzte, die das Reich der Quacksalber vermehren, und den Choren ein Recht geben, sich erst mit ihrem Hausvorrathe von englischen, französischen, hallischen und andern, oft sonderbaren Zusammensetzungen, von geheimen Panazeen, Gold- und Lebenstinkturen, Universal- und Specificen Mitteln, Gift und Tod zu erkaufen, ehe der Arzt gerufen wird, den verderbten Geist und Körper, zu seinen Vätern versammeln zu helfen.

Der Titel Hausapotheken ist ein leerer Namen, wobei man größtentheils, entweder gar nichts denkt, oder wovon man so falsche Begriffe hat, daß man sich überredete, als könne man bei einer Hausapothek aller Aerzte entbehren. — Niemand kann den rechten Gebrauch eines Mittels bestimmen, als der, der dessen Natur und Wirkung genau und in ihrem ganzen Umfange kennt, und folglich

nücket dem Unkundigen dergleichen Bist nicht, wenn ihr auch ein heilsamer Unterricht ihrer Erfinder, als ein Universalmittel loben sollte. Der Geist des Eigennuzes hat diese Hausapotheken erfunden, und die Charlatanerie hat ihnen das Gepräge eines unendlichen Werthes gegeben. Aerzte die mit einigen neuerfundenen Arzencien alle Wunder ausgeführt haben wollen, sind in meinen Augen ebenso erbärmliche Geschöpfe, als diejenige Matronen, die alle Krankheiten des Körpers, mit rothen und weissen Pulvern, mit Schlagtropfen und Lebensbalsamen, mit geheimen Pillen und dergleichen Narrenspossen zu heben wissen.

Keine Krankheit bleibt übrig, die nicht eine wohl ausgerüstete Hausapotheke mit ihren Waffen vertilgen könnte. — Und ich wundere mich sehr, daß bei dem, so sehr überhand nehmenden Geschmack der Grossen, Gelehrten und Bürger, den sie an Pfuschern und Wunderdoctoren finden, noch keine privilegirte Hausapotheken, so wie die Puppen, zum öffentlichen Verkaufe stehen haben! —

Wie viel Unheil mögen diese und ähnliche Mittel bereits angerichtet haben; wie viele, sonst vernünftige Menschen, bringen sich selbst thörichten Vorurteilen zum Opfer dar! — Wie sehr wünsche ich, daß die Grossen und Geringen, Gelehrte und Ungelehrte, anfangen möchten, den abergläubischen Vorurteilen zu entsagen, die zur Schande unsers Jahrhunderts noch immer sich erhalten; wie sehr wünsche ich, daß man in einer so wichtigen Sache als Leben und Gesundheit ist, mehr richtige Ueberzeugung, populäre Philosophie und Standhaftigkeit in Befreiung aller Vorurteile, beweisen möchte!

D. S. B.



Etwas vom Geschmack.

(Beschluß.)

Es giebt zwar Leute, die den Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit läugnen, oder wohl gar nachtheilige Einflüsse besorgen, und es giebt nicht minder viele, denen man es einräumen muß, daß sie Geschmack von Tugend kreuneten; aber diese moralischen Ungeheuer, diese Titanen im Laster, sind nur Ausnahme von der Regel, und das Zeugniß und herrliche Beispiel der ehrwürdigsten Männer, des Altertums und neuerer Zeiten, widerlegt jene Meinung hinlänglich. Wer kann Klopstocks Messias, wer Sulzers unsterbliches Werk lesen, ohne zur frohen Ueberzeugung zu gelangen, daß der Geschmack seiner Natur nach, Gottesfurcht und Tugend begünstige! Dir Vater Klopstock, verdankt nächst der Bibel, so mancher bessere Jüngling, so manches fromme Mädchen seine herrlichsten, feeligsten Stunden. O Kindererzieher, betrachte die Religion als das Hauptaugenmerk eines gewissenhaften Menschenfreundes, als das einzige sichere Mittel, gute Menschen zu bilden, und den richtigen guten Geschmack, das feine Gefühl des Schönen, als ihren Helfer. Die Erfahrung wirds euch zeigen, daß die Seelen der Kinder, deren Gefühl des sinnlichen Schönen, verfeinert ist, auch fürs sittlich Schöne nicht unempfindlicher seyn werden. Vernunft, Geschmack, und was Hutcheson und Shaftesbury das sittliche Gefühl nennen, sind nach Sulzers Bemerkung ein und dasselbe Vermögen, auf verschiedene Gegenstände angewandt. Ich kann mich zwar nicht überzeugen, daß uns ein sittliches Gefühl angebohren werde; gleichwohl ist gewiß, daß die Kräfte unsers Geistes in



genauer Verwandtschaft stehen, und eben daraus schliesse ich auf ihre gegenseitige Einwirkung.

Wer kanns läugnen, daß der Zauber der Musik oder der Dichtkunst das Herz des unverderbten Jünglings der Freundschaft, dem Mitleid, jeder sanften Leidenschaft öfnet.

Aber, Jüngling, genieße auch die Freuden des Geschmacks vorsichtig und als ein Christ! Wache übers Herz, das uns so oft verrätherisch täuscht. — Wisse, daß die schönen Künste oft gemißbraucht wurden. Wie oft war die Dichtkunst in der Hand eines gewissenlosen Meisters ein Dolch, der die ungewarnte Unschuld tödtlich, ach, tödtlich verwundete. Schändliche Gemälde erregten in der Seele des Jünglings nicht selten einen so tobenden Aufbruch der Begierden, daß das Geschrei des Gewissens nicht mehr gehört ward. Freilich beweiset dies weiter nichts, als daß dem Künstler gerade das mangelte, was uns über Thiere erhebt — Aehnlichkeit mit Gott! Wehe dem Künstler, der das schöne Geschenk des Himmels zur Vernichtung der Begriffe von Wolanständigkeit und Tugend, zum größten Schaden der Welt mißbrauchte! Wehe dem Gewissenlosen, der mit dem süßesten Labetrunk Gift vermischt, und dem unerfahrenen Mädchen aus vollen Bechern den Tod darreicht, häußliche Freuden, wie ein Teufel, kalt verjagt, und unter dem Wehklagen der unglücklichen Kränze sich windet! O, daß die Kränze, wie ein Todtenkranz vermoderten!

Kurz, die schönen Künste sind in der Hand des Menschenfreundes ein kräftiges Mittel, zu ermuntern den Betrübten, zu stärken den Traurigen, zu verschönern das Leben.



Denkender Geschöpfe. — In der Hand des Menschenfeindes, eine Fackel der Zwietracht, eine Lösung zur Ausübung schrecklicher Thaten, eine Lockung zu wilden Jubelgesängen, worauf Winseln und Angstgeschrei folgt, ein Dolch, der Geister würgt, daß ihre Brüder, die Engel im Himmel, weinen!

3.

Kuhls.

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Capitain Cooks.

Bisher hatte Cook auf seiner Reise immer einer guten Gesundheit genossen, jetzt wurde er gefährlich krank, und zwar aus einer Ursache, aus welcher wohl selten Befehlshaber von Schiffen erkranken. Er wollte durchaus nicht besser speisen, als der letzte seines Schiffsvolks. Er nahm daher nie Federvieh mit sich auf die Reise, oder er hatte dessen so wenig, daß es nicht verdient genannt zu werden. Er aß beständig das harte, zähe Pöckelfleisch mit weg, allein zuletzt hielt es sein Magen nicht mehr aus; er bekam heftige Verstopfungen und ein Gallenfieber. Lange verschwieg er sein Uebel vor den Leuten, und suchte sich durch Fasten zu heilen, allein das half nichts, er wurde immer schwächer, und konnte endlich nicht mehr aus dem Bette seyn. Es war ein rührender Anblick zu sehen, wie alles trauerte, so bald der Mann lag, der sich durch seine Erfahrung und Vorsicht im Seewesen, seine beständige Vorsorge und durchaus einförmiges Betragen gegen sein Schiffsvolk in eine Art von väterlichen Credit gesetzt hatte. Selbst die Ursache der Krankheit vermehrte den Anteil, den jeder an derselben nahm. Man konnte auf jedem



Gesicht Besorgnis und Aengstlichkeit lesen, so lange er in Gefahr war. Er hatte grosse Schmerzen, keine Desnung und keine Kräfte mehr, und endlich stellte sich sogar ein gefährliches Schlucken ein, das vier und zwanzig Stunden dauerte, aber endlich doch durch warme Bäder, überwunden wurde. Nachdem er sich wieder etwas zu bessern anfing, hatte man nichts, daß seinem Magen hätte bekommen und Nahrung und Kräfte geben können. Endlich wurde ein treuer Otahaitischer Hund von Dr. Forster aufgegeben und geschlachtet, um dem frankten Capitain stärkende Brühen daraus zu bereiten, mit deren Hülfe man ihn auch wirklich so lange hinhielt, bis man Inseln erreichte, und wieder neue Erfrischungen, Hühnerfleisch und nahrhafte Früchte bekam. Den Umständen also, daß ein einziger Hund im ganzen Schiffe noch am Leben war, daß derselbe dem Capitain aufgeopfert wurde, daß er in der vorigen Reise gelernt hatte, daß Hunde eine gute, nahrhafte und wohlschmeckende Speise geben, hatte also diesesmal das Schiffsvolk das Leben seines vortreflichen Capitains zu danken.

Nachdem er in der Südsee zum zweitenmal sich den Wendezirkeln näherte, sah er die vom Admiral Roggewein entdeckte Paaschen- oder Oster-Insel, welche auch von den Spaniern 1770 im Schiffe San Lorenzo und der Fregatte Rosalia unter dem Befehl des Capt. Don Felipe Gonzalez besucht worden. Er fand wenig oder keine Erfrischungen und nur schlechtes Wasser, und eilte daher nach bessern Gegenden, nemlich nach den vom Spanier Mendana entdeckten Inseln, die derselbe Las Marquesas de Mendoza genannt hatte. Er fand sie



und sah noch eine kleine Insel mehr. Nach einem Aufen-
halt von wenigen Tagen gieng er zum zweitemale nach
O-Tahiti, und sah unterwegs ein paar kleine, flache
Inseln, die noch von wenigen waren gesehen worden.
In O-Keyedeä hörte er, es wären zwei Schiffe in
Zuaheine angekommen. Anfangs glaubte er, es wäre
eine von den Einwohnern erfundene Fabel, allein am Cap
erfuhr er nachher, daß es Spanische Schiffe gewesen. —
Auf der Reise nach den Freundschaftlichen Inseln sah er
ein paar kleine, unbedeutende Eilande. In Rotterdam
oder Namoka blieb er einige Zeit, und bald darauf sah er
die von Herrn Bougainville gesehenen und vordem schon
von Quiras entdeckten Inseln. Er fand südwestlich von
denselben noch andere, denen er zusammen den Namen der
neuen Hebriden beilegte. Hierauf wurde Neu-Cale-
donien, eine 240 brittische Seemeilen lange Insel von
ihm entdeckt, und auf dem Wege von da nach Neu-See-
land ein kleines wüstes Inselchen, das er der verstorbenen
Herzoginn von Norfolk zu Ehren die Norfolk's-Insel
nannte. Von Neu-Seeland aus nahm er einen
niebesuchten Weg über die unermessliche Südsee nach
dem Cap Horn zu und legte in sechs Wochen einen Weg
von 1500 Seemeilen zurück. Am Cap Horn fand er
das schönste Wetter, und hier gänzlich unerwartete
Windstillen. Der Capitain und seine gelehrte Tisch-
gesellschaft, die beiden Herren Forster und Doctor
Sparmann, fanden auf Tierra del Fuego zum letzten-
mal eine Gelegenheit durch eine sehr gefährliche Jagd dem
ganzen Schiffsvolk zu frischem Fleisch zu verhelfen, und
allen Gliedern dieser Gesellschaft war es eine ruhrende



Freude einer Menge von 120 Menschen Speisen zu verschaffen, die ihnen, nach dem so lange ununterbrochenen Genuß des fast drei Jahr alten Pöckelfleisches, zugleich die angenehmste Abwechslung und die gesundeste Nahrung gewährten. Ueberhaupt verdient hier bemerkt zu werden, daß diese Tischgesellschaft auf der ganzen Reise sehr willig ihr erlegtes Federvieh mit dem übrigen Volk theilte, und die Kranken vorzüglich damit versah. Diese Sorgfalt machte den Capitain bei seiner sonstigen Störrigkeit und oft unfreundlichem Wesen bei den Leuten sehr beliebt, man gieng mit Muth in die größte Gefahr und an die sauerste Arbeit bei Frost, Nässe und Mangel an gesunden und nahrhaften Speisen. Die übrigen Offiziere an Bord waren nicht so gütig, sie behielten ihren Vorrath für sich. Nach Verlassung dieser öden Gegenden, die einem ungewöhnten Auge schrecklich und grausend dünken, kamen die Inseln von Süd-Georgien und Sandwichland zum Vorschein, gegen welche selbst Staatenland und Tierra del Fuego wieder Paradiese sind. Eis und Schnee bis an den Himmel aufgethürmt, und nahe an der See einige niedrige unbedeckte Klippen, wo in einer kleinen Vertiefung nur Ein Gras und eine andere südliche Pflanze kümmerlich wuchsen, und wo nur schwerfällige Pinguinen und Seelöwen sich langsam bewegten, war alles, was das Auge erblickte.

Nun war es wohl ausgemacht genug, daß in dem südlichen Weltmeere ausser diesen zwei unbedeutenden Eilanden kein ander Land mehr zu finden sey. Denn man hatte nun die ganze Tour gemacht, und tiefer nach Süden einzudringen war wegen des Eises unmöglich. Da aber noch



einige Offiziere glaubten, daß doch noch da Land seyn möchte, wo Cook im Jahr 1772 das erste Eis gesehen hatte, etwas östlicher als Bouvets vorgebliches Land: so gieng Cook, um der Verläumdung allen Weg abzuschneiden, künfftig einmal Vorwürfe von Nachlässigkeit selbst nur auf Muthmassungen gegen ihn zu gründen, auch noch über den Strich See, wo Bouvet Land wollte gesehen haben, aber eigentlich Eis gesehen hatte. Allein man fand nur weder Eis noch Land, und wo 1772 unzählige Eismassen herumtrieben, fand man jetzt auch nicht eine Scholle.

Bei seiner Ankunft am Cap konnten die Englischen Ostindienfahrer, die dort lagen, und die gemeiniglich eine ganze Menagerie von gemästeten Sinesischen Wachsteln, Gänsen, Hühnern, u. a. m. in Käfigen mit führen, um ihre Pasteten damit zu füllen, nicht begreifen, daß ein Mann acht und zwanzig Monate in See gewesen seyn könne, ohne auch nur einen einzigen von Europäern bewohnten Hafen besucht zu haben: die Geschichte schien ihnen ein Roman. Sie dachten, man bediente sich blos der Freiheit den Reisenden, Unwahrheiten zu erzählen, als man ihnen sagte: man habe indessen Seeraben, Albatrosse, Sturm-vögel, Pinguinen, Seebären und Seelöwen gespeißt, und mit unter auch wohl einmal Hunde und Hayfische, und nichts konnte sie überzeugen, als die langen Gesichter, die sie am Bord fanden, und die ungeheuchelte Begier, mit welcher alles jetzt verschlungen wurde. Auch unsern Lesern, die vermuthlich billiger sind als jene Ostindienfahrer, können wir doch eine kleine Geschichte nicht verschweigen, woraus sie sehen werden, was für frisches Fleisch man zuweilen auf Cooks Schiffe speißte, und was



für Wild auf demselben gejagt wurde, wenn es sonst keines zu jagen gab. Ein alter Quartiermeister (der ehrwürdige Graukopf verdient, daß man ihn nennt) Namens John Elvel, hatte eine Lieblingskaze, diese brachte ihm alle Morgen eine feine Ratte, die sie unten im Schiffe fieng. Mit diesem Leckerbissen hielten es die beyden Freunde folgendergestalt: John Elvel zog ihr das Fell ab, nahm sie aus, und briet sie, wenn alles fertig war, so erhielt die Kaze erst die äußern Teile und auch wohl einige kleine Bissen vom Rumpfe, und alsdann aß John Elvel das übrige.

An dem Cap sah Cook den lebhaften Capt. Crozet, welcher den *Niar*, ein Schiff im Dienst der französischen Ostindischen Compagnie führte, und mit Capt. Marion in *Neu-Seeland* gewesen war, der das Unglück hatte, von den Einwohnern nebst acht und zwanzig Seeleuten erschlagen und aufgefressen zu werden. Crozets freundlich gefälliges Wesen, einige gerechte Lobsprüche auf Cooks Verdienste, und eine herablassende zuvorkommende Visite, machten, daß Cook diesen Franzosen lieb gewann, und ihn mit seiner ganzen Menge von Offizieren zu Gast bat. Hingegen Don Juan Arraas, der Spanische Capitain der Fregatte *Juno*, der als Spanier weniger zuvorkommend, etwas mehr zurückhaltend und ernsthaft war, gefiel dem Capt. Cook gar nicht. Hierzu kam noch, daß Arraas sich eben von einer schweren Krankheit erholt hatte, und daher alles Ceremoniel, das ihm hätte Zwang anthun können, vermied, ob er gleich immer sehr freundlich war. Allein bei Cooks Abreise überraschte ihn der zurückhaltende Spanier mit einer Höflichkeit, die er gar nicht erwartete, und nach seinem Betragen und Stand



gar nicht erwarten konnte, er begrüßte ihn nemlich als Capitain einer Fregatte von 30 Kanonen den kommandirenden Schiffsmeister einer armirten Schaluppe von 20, mit neun Kanonenschüssen. Dieses schmerzte den Cook, und erregte zu spät den Wunsch bei ihm, mit dem edeldenkenden Spanier Bekanntschaft gemacht zu haben, wozu auch derselbe nicht undeutlich, wiewohl vergeblich, Neigung zu erkennen gegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Rang der Englischen See- und Landofficier.

Bei jetzigen Zeiten wird eine kleine Vergleichung zwischen dem Rang der See- und Landofficieren, die im Englischen Dienste stehen, unsern geehrten Lesern willkommen seyn. Der kommandirende Schiffsmeister hat den Rang von einem Major, so wie der Schiffslieutenant den von einem Capitain der Landmacht. Der Seecapitain steht in den drei ersten Jahren nach seiner Ernennung, mit dem Obristlieutenant gleich, nach Verlauf dieser Zeit aber ist er so viel als Obrister. Die Commodore sind Brigadiers; die Rear-Admirale (oder Schout by Nacht) sind Generalmajors, und die Viceadmirale Generallieutenants; endlich sind die Admirale der verschiedenen Flaggen den Generalen der Infanterie oder Kavallerie gleich und ein Viceadmiral von Grosbritannien dem Commandeur en Chef aller brittischen Truppen.

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten.

Zehntes Stück.

Montags am 30. Jul. 1781.

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten
Capitain Cooks.

Eine kurze Zeit nach seiner Zurückkunft wurde Cook nunmehr zum wirklichen Capitain der Flotte erhoben, und bekam eine Stelle beym Hospital zu Greenwich, wo er nun sein übriges Leben in Ruhe zubringen konnte. Allein während Cooks Abwesenheit hatte man auch eine Unternehmung zu Erforschung der nördlichen polarischen Gewässer angestellt, in welcher Capitain Phipps (jetziger Lord Mulgrave) wie man weiß, nicht sehr glücklich war. H. Daines Barrington, Bruder des Lords und Admiral gleiches Namens, hatte in einer kleinen Schrift Zeugnisse gesammelt, die beweisen sollten, daß vor dem, Schiffe viel weiter nach Norden gedrungen, als Lord Mulgrave und selbst dem Pole nah gekommen seyen. Diese Schrift wurde durch Parttheigeist von den Transactionen (diesem beliebten und gelehrten Werke) ausgeschlossen. Barrington ließ sie besonders drucken, mit neuen Zusätzen. Er wollte sich rächen, und suchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlementsakte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee in das Atlantische Meer



finden würde, eine Belohnung von zwanzig tausend Pfund Sterling gegeben werden sollte, und noch fünf tausend mehr, falls er sich bis auf Einen Grad dem Nordpole nähern würde. Nun schlug Barrington abermals den Capt. Cook zu dieser Expedition vor, auf welcher man den bekannten Omai nach Tahetti zurückbringen, und alsdann die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika ausfindig machen sollte. Der Ehrgeiz, die Beharrlichkeit und Gewinnsucht des Capt. Cooks waren H. Daines Barrington eben so viel Triebfedern, von denen er sich den glücklichsten Ausgang versprach, wenn die Sache nur irgend möglich wäre. Die Rolle, die er bei der ganzen Unternehmung spielte, war überdas beneidenswerth; er konnte sich an seinen Gegnern rächen, und erschien dabei als ein Mann, der eine der größten Unternehmungen der neuern Zeit begünstiget hatte. Zwei Schiffe wurden ausgerüstet, die alte Resolution unter Cooks Kommando, und ein neues Schiff, die Discovery, welches dem Captain Clerke anvertrauet wurde, der nunmehr seine vierte Reise um die Welt antrat. Im Julius 1776 stachen sie in See, und am 9 Nov. desselben Jahrs verließen sie das Cap der guten Hoffnung. Cook hatte indessen seine Aufträge über die vorige Reise zur Verbesserung dem Dr. Douglas, Canonikus von St. Paul in London anvertraut, und H. Strahan, Königl. Buchdrucker, und H. James Stuart, der die Beschreibung von Athen herausgibt, die Besorgung der Herausgabe seiner Reise übergeben, unter deren Aufsicht sie auch im May 1777. erschien.

Alles, was wir nun von der letzten Reise wissen, wollen wir hier getreulich erzählen, bis die endliche Reisebeschreibung

erscheint; die dann unsere Nachrichten mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnen kann. Hier müssen wir vorzüglich den mündlichen Nachrichten der beiden Matrosen J. Zimmermann und B. Lohmann und den Büschingischen wöchentlichen Nachrichten folgen.

Vom Cap ging er gerade aus, um die von dem Capitain Marion und Kerguelen entdeckten Inseln, welche auf des H. Professor Forsters Charte der südlichen Meere schon ziemlich richtig angegeben sind, zu untersuchen. Cap. Cook zweifelte an der Richtigkeit der Entdeckung, und hielt das Ganze für eine Erfindung. Die beiden Herren Forster hingegen waren aus des Capt. Crozets Munde überzeugt worden, daß er und Kerguelen das Land wirklich gesehen hatte. Cook fand es auch — nachdem er nun die französischen Entdeckungen berichtigt hatte, segelte er gerade zu nach van Diemensland, hielt sich aber hier nur wenige Tage auf, um desto eher in Neu-Seeland die Antiscorbutischen Erfrischungen einzunehmen. Den Charlottensund in Cooks Meerenge besuchte er diesmal wieder. Hier lebte er mit den Einwohnern im besten Vernehmen, und mußte sogar auf ihr dringendes Verlangen ein paar Jungen mit an Bord nehmen, welche vor dem unüberwindlichen Hange, fremde Länder zu sehen, hingeworfen wurden, und sich nicht abweisen ließen. Da die Societäts-Inseln und O-Taheiti schon in Ansehung des Klima, der Lebensart, der Sitten und Regierungsform so viele Vorzüge vor Neu-Seeland voraus haben, so bestimmte Cook diese beiden Wilden zur Bedienung seines tahitischen Jünglings O-Mai, und ließ sie in der Folge wirklich auf jenen Inseln zurück, in der Meinung, daß



er durch diese Verpflanzung hinlänglich für die Verbesserung ihres Schicksals gesorgt habe. — Auf seiner weitem Fahrt, nöthigten ihn die Ostwinde sich nach den freundschaftlichen Eilanden zu begeben, und an der Insel Tongatabu oder Amsterdam vor Anker zu legen. Hier hatte er die Freude eines seiner Lieblingsvölkchen zu besuchen und fünf bis sechs Wochen im Ueberflusse von frischen Lebensmitteln sehr angenehm zuzubringen.

Man empfing ihn mit offenen Armen. Sinau und Setfi, zwei Könige, der eine von Tongatabu, der andere von einer benachbarten, noch nicht zuvor entdeckten Insel, gewannen ihre neue Gäste so lieb, daß sie sich angelegen seyn ließen, ihnen den dortigen Aufenthalt auf alle mögliche Art zu versüßen. Sie konnten zwar ihre Unterthanen nicht völlig umschaffen, und man hatte sich daher mehr als jemals vor ihren Diebereien zu hüten; ja, diese zogen eines Tags den Bedienten des Capitains, der ohne Begleitung spazieren gegangen, nackend aus, und ließen ihn in diesem Aufzuge zu seinen Cameraden laufen. Allein die Leutseligkeit, der gesellige und vertrauliche Character der meisten Einwohner, machten diesen kleinen Fehler wieder gut, und man wärmte sich an der Sonne, ohne über ihre Flecken zu klagen. Eine rühmliche Wißbegierde besetzte die beiden Könige. Sie erkundigten sich öfters sorgfältig nach den Sitten und nach der Religion der Fremden, und um ihnen diese Belehrung abzulocken, zeigten sie ihnen ihr ganzes Kriegs-Manoeuvre und ihre gottesdienstliche Gebräuche. Cook seinerseits befriedigte ihr Verlangen mit so umständlichen Erzählungen, als es seine Sprachkenntniß vergönnte; auch ließ er die sämtlichen

Seesoldaten beider Schiffe, welche sich etwa auf 30 Mann belaufen möchten, an einem schönen Tage mit fliegenden Fahnen durch alle Evolutionen gehen, einander angreifen, sich vertheidigen und die Wirkung des kleinen Schießgewehrs und des groben Geschützes zeigen. — Endlich beschenkte er diese Königl. Personen mit einem Stier, einer Kuh, einem Hengst und einer Stute. Diese Freigebigkeit schien sie außerordentlich gerührt und ihr ganzes Dankgefühl aufgefordert zu haben. Am folgenden Tage lud man ihn ans Land; und kaum war er aus dem Boote gestiegen, so führten ihn die guten Insulaner an einen geräumigen Platz, woselbst sie von Yamswurzeln (dem schmackhaftesten und zuträglichsten Nahrungsmittel dortiger Gegend) drey grosse Pyramiden, 9 bis 10 Fuß hoch aufgethürmt hatten. Zu oberst auf einer jeden lag ein grosses gebratenes Schwein. Dies waren ihre Gegengeschenke, welche der Mannschaft beider Schiffe gewiß willkommen seyn mußten. Auftritte solcher Art machen diese Reise auch dem Philosophen interessant; es sind köstliche Augenblicke für den Menschenforscher; und wir wollen hoffen, daß wir in der neuen Reisebeschreibung die Sitten dieses Volks genau gezeichnet und ihre Religionsgebräuche mit Kennerblicken beobachtet, vorfinden werden.

Nachdem er die freundschaftlichen Eilande verlassen, segelte er mit einem westlichen Winde weiter und besuchte die kleine flache Insel Palmerston, welche auf der vorigen Reise entdeckt wurde. Sie ist mit unzähligen Kokospalmen bedeckt, aber unbewohnt. Windstillen oder vielleicht widrige Winde ließen unserm Seemann die Zeit sie näher zu untersuchen; er fand einen Platz, wo man



anländern konnte, und ließ beide Schiffe mit einer sehr beträchtlichen Anzahl von Kokosnüssen versehen. — Endlich im August 777 kam er im Haven Aiteriha, auf der kleinen Halbinsel von Tabeiti an. An diesem Orte, wo er auch auf seiner vorigen Reise im August 1773 vor Anker gelegen, fand er Spuren, daß die Spanier seit kurzem, da gewesen wären. Sie hatten nemlich ein Kreuz mit dem Namen ihres Königs und der Jahrzahl, am Strande errichtet. Nicht weit davon stand auch ein Haus oder vielmehr eine Hütte von Europäischer Bauart, welche entweder ihren Kranken zum Aufenthalte oder auch nur zur Handelsbude gedient hatte. Cook ließ das Kreuz ausheben, auf einer andern Seite den Namen S. M. des jetzt regierenden Königs von Großbritannien, nebst der Jahrzahl 1767 eingraben, in welcher die Engländer diese Insel zuerst besucht hatten, und es sodann wieder aufstellen.

Nach ungefehr 14 Tagen begaben sich beide Schiffe mehr nordwärts in den Haven Matavai auf der grössern Tabeitischen Halbinsel, im Gebiete des Königs O-Tu. Sie wurden mit ausserordentlichen Freundsbezeugungen empfangen. Für die Fortdauer des besten Vernehmens war übrigens auf die vollkommenste Art gesorgt, da zu dieser Absicht eine Menge von Kostbarkeiten aus England mitgenommen worden. Der König O-Tu erhielt eine so beträchtliche Anzahl grosser und ansehnlicher Geschenke, daß ihm Cooks Zimmerleute dazu einen Kasten von Eichenholz machen mußten, der 8 Fuß ins Gevierte hielt und mit einem guten Schlosse verwahrt war. Ausserdem ward ihm auch ein Stier und eine Kuh, nebst ein paar Pferde und einigen Schafen zu Theil. Lächerlich muß es aber nach



unsern Begriffen von Könial Würde klingen, daß er eines Tages, nachdem man ihn in einen seidenen Lalar und Pantoffeln von Cassian gekleidet, sich lange voll Erstaunen selbst begafte, sich endlich entfernte und so bald er den Augen der Fremdlingen entgangaen zu seyn glaubte, den ganzen Anzug, nebst der Chauffüre, worinn er sich gar nicht finden konnte, zusammengerollt unter den Arm nahm, und nackt und baarfuß nach Hause lief. Gegen den O-Mai war seine Freigebigkeit auszeichnend, denn er schenkte ihm zum Eigenthume ein grosses Canot, mit 24 leibeignen Ruder knechten, die er auch mit sich nach seiner Heimath, der nahegelegenen Insel Zuabeine nahm. Auf der Fahrt dorthin, welche nach einem vierzehntägigen Aufenthalte vor sich ging, stellte O-Mai in seinem neuen Fahrzeuge den Lootsen vor und segelte voran. Cook hatte ihm eine kleine englische Flagge geschenkt; diese ließ er an seinem Mastbaume wehen, und als er Zuabeine erblickte, machte er damit das Signal von „Land“, und schoss seine Flinte in die Luft. O-Mai wurde mit einem allgemeinen Freudengeschrei seiner Landsleute empfangen, aber man fand nicht, daß sie ihn seiner Reisen und Vortüge wegen beneidet hätten, wenigstens nicht, während Cooks Gegenwart. In O-Tahetti ließ er die am Cap eingenommenen Thiere, nemlich einen Bullen und einige Kühe, einen Hengst und einige Stuten, ein paar Schafböcke und einige Mutterschafe u. zugleich mit einigen Muskat-Nußbäumen, die er von Neuhollland mitgebracht hatte, ausschiffen. Als die grossen Thiere aus Cooks Arche hervorkamen, so sollen sie von den Einwohnern fast angebetet worden seyn. Es wurden auch welche unter die übrigen Inseln verteilt.



Als die Schiffe von hier weiter nach O-Kaietea segelten, blieb O-Mai in Zuahene zurück.

Nach einem Aufenthalte von etlichen Wochen beschloß Capt. Cook die sämtlichen Societäts-Inseln zu verlassen. Allein zwei seiner Untergebenen, ein Midschippmann und ein Matrose hatten noch keine Lust zur Abreise, entließen glücklich und bewogen sogar einen Insulaner, sie in einem Canot nach einem ziemlich entlegenen niedrigen Eilande fortzuschaffen. Kaum aber hatte Cook ihre Desertion entdeckt, als er in aller Stille Maasregeln nahm sie wieder zu bekommen. Er ging ans Land und lud den alten Chef des dortigen Districts, O-Kea und seine nunmehr verheirathete Tochter Poyadua und ihren Gemahl, zum Mittagessen an Bord. Sie ließen sich nicht träumen, daß es auf ihre Freiheit abgesehen war, und stiegen mit ihm ins Schiff. Allein hier bedeutete man ihnen, daß sie als Geiseln bleiben müßten, bis die Fortgelaufenen wieder geschast seyn würden. So schwer es hielt, den Ort ihres Aufenthalts zu entdecken, indem nur sehr wenige Einwohner drum wußten, so wurden sie dennoch aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen, und ausgeliefert. Es bleibt doch immer der stärkste Beweis für die Anmuth dieser Inselgruppe und für die außerordentliche Liebenswürdigkeit ihrer Einwohner, (oder vielmehr der Einwohnerinnen!) daß sich auf drei verschiedenen Reisen jedesmal Engländer gefunden haben, die es versuchten, dort zu bleiben und in der Absicht ein glückliches Leben zu führen, gern auf die Hofnung Verzicht thaten, ihr freies Vaterland wieder zu sehen.



Von den Societäts-Inseln richtete Cook seinen Lauf nordwärts. Unter der Linie entdeckte er ein sandigtes Eiland, von nicht geringem Umfange, woselbst es von Schildkröten wimmelte. Er hielt sich daher etliche Tage in der Nähe desselben auf, schickte seine Böte an Land, und nahm eine grosse Anzahl dieser Thiere an Bord, von deren wahrhaften gefunden und überaus wohlschmeckenden Fleische, die Mannschaft beider Schiffe etliche Wochenlang im Ueberflusse lebte. Lohmann, einer der deutschen Matrosen verirrete sich nebst noch einem andern auf dieser öden Sand-Insel, wo die Hitze ganz unerträglich war, indem sich auch nicht ein Bäumchen zeigte, unter dessen Schatten sie sich hätten flüchten können. Zwei Tage hindurch litten sie den entsetzlichsten Durst, den sie endlich nicht anders als mit Schildkrötenblut zu stillen vermochten. Ehe die Schiffe aber weiter segelten, waren sie so glücklich, wieder von ihren Cameraden gefunden und mit an Bord gebracht zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Erfindung des Feuers.

Es ist fast unglaublich, wenn man vernimmt, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, in der ein grosser Theil des Menschengeschlechts nichts vom Feuer, nichts von dessen Eigenschaften und von dessen Gebrauche gewußt hat; und doch ist dieses eine Wahrheit, die von den ältesten Urkunden einstimmig behauptet wird. Die Aegypter, die Phönizier, die Perser, die Griechen, und viele andere Völker, bekennen und sagen, daß ihre Vorfahren Anfangs den



Gebrauch des Feuers nicht gekannt. Ein gleiches gestehen die Sineser ein. Und ihre Angaben werden durch die Nachrichten alter und neuer Reisenden bestätigt, welche noch Völker gefunden, die das Feuer nicht kannten. Melia, Plinius, Plutarch und andere alte Schriftsteller reden von solchen Völkern, welchen zu ihren Zeiten der Gebrauch des Feuers noch unbekannt gewesen, oder nur vor kurzem bekannt worden war. Ein gleiches erzählen auch neuere Reisebeschreiber. Die Einwohner der Marianischen Inseln, die im Jahr 1521 entdeckt wurden, hatten gar keinen Begriff vom Feuer; sie erstaunten, da sie dasselbe zum erstenmal sahen, als Magellan an ihren Küsten landete. Denn als er, um ihre Verwegenheit zu bestrafen, einige Häuser in Brand steckte, so dachten sie, es sey ein Thier, das Holz fresse, und nicht davon wegzubringen sey. Da nun die ersten, welche der Flamme zu nahe kamen, sich verbrennten und heftig schrien, so jagte dieses den übrigen eine solche Furcht ein, daß sie das Feuer nicht anders, als nur von weitem ansahen. Sie fürchteten die Bisse dieses schrecklichen Thiers, und glaubten, es könne ihnen durch die bloße Hefigkeit seines Athems schaden; denn diese Begriffe machten sie sich von der Flamme und der Wärme. Und gerade einen solchen Begriff hatten sich auch die Griechen Anfangs davon gemacht.

Die Einwohner der Philippinischen und Canarischen Inseln waren eben so arm an Kenntnissen. Ein gleiches wird von der Insel Los-Yardenas und einigen Völkern in Amerika erzählt. Vielleicht war der Mangel der Kenntniß des Feuers eine der stärksten Ursachen, daß so viele Völker das Fleisch der Thiere ganz roh, oder doch nur



weich oder mürbe geschlagen, aufgezehrt hatten, wie das noch in unsern Tagen bei einigen angetroffen wird.

Doch gab schon die Natur den ersten Menschen verschiedene Anzeigen und selbst Mittel von dem Feuer an die Hand, dieser Erfindung sich zu versichern. Der Donner bringt nur gar zu oft das Feuer auf die Erde. Auch geben die Aegyptier vor, sie hätten die Erfindung desselben einem solchen Zufalle zu danken. So wird auch öfters Feuer durch die Reibung und Gährung verschiedener Materien hervor gebracht. Denn der Wind hat nicht selten ganze Wälder und Gebäude angezündet. Diesem Zufall und Ereignisse schreibt Vitruvius die Erfindung des Feuers zu. Endlich, ohne von Vulkanen zu reden, so findet man noch fast in allen Ländern Feuer, die sich von selbst entzündet haben. In Italien und an andern Orten giebt es Gegenden, auf welchen die Erde alle brennbare Materien entzündet, die sich auf der Oberfläche befinden. In Sina, in dem Lande Kam-si, giebt es Feuerbrunnen, deren man sich bedient, das Fleisch zu kochen, indem man die Gefässe nur an die Oefnung hängt, darinn man es gelegt hat. In Persien giebt es ähnliche unterirdische Feuer in einem Walde, oder einem mit Bäumen und Gesträuchen besetzten Orte, die losbrechen und alles entzünden und verheeren. Da also eine Zeit war, worinn der größte Theil der Menschen das Feuer nicht zu gebrauchen wußte, so kann es nicht seyn, daß sie das Feuer ganz und gar nicht kannten, das sich auf so mancherlei Weise in der Natur zeigt, sondern es fehlte ihnen nur an Kenntnissen, sich desselben zu bedienen, und es nach Belieben hervorzubringen. Und deswegen haben auch alle Völker so sorgfältig die Nahmen derer aufbewahrt



und aufgezeichnet, denen sie diese Erfindung zu danken hatten. Die Griechen haben ihren Prometheus vergöttert, und seine Erfindung des Zunders (oder der Ferula, eines Krauts, das eben die Dienste thut als unser Leinenzunder und die Rauchschwämme) damit verherrlicht, daß sie dichteten und vorgaben, er habe das Feuer dem Jupiter aus dem Himmel gestolen.

Die Traditionen der Alten, und das Beispiel der wilden Völker, geben uns mit Wahrscheinlichkeit die Mittel zu vermuthen an die Hand, welche die ersten Menschen angewandt haben, um Feuer hervorzubringen wenn sie desselben bedürftig waren. Lange konnte es wohl nicht dauern, daß sie nicht bemerkten, daß aus zwei Kieselsteinen, die man gegen einander stieß, Feuerfunken hervorkamen. Das war aber noch nicht hinreichend, weil man keinen Zunder hatte, diese Funken anzuzünden und aufzufangen. Die erfinderische Nothdurst oder Nothwendigkeit mußte bald lehren, daß zwei Hölzer gegen einander gerieben, Funken und Flammen hervorbrachten. So erzählt Sanchuniathon, daß bei den Phöniziern, die überhaupt witzige Köpfe und Erfinder neuer Künste waren, auch die Kunst, das Feuer zu erzielen und hervorzubringen, sey erfunden worden. Eben so erzählen es die Sineser und die Griechen; und dieses ist noch heutiges Tages die gewöhnlichste Art, Feuer zu machen, bei den wilden Völkern. Erst später sind bei den Griechen der Feuerstahl und Feuerstein, und nachher nach und nach die verschiedenen Arten von Zunder erfunden worden, die es uns so leicht machen, alle Augenblick Feuer anzuzünden, so daß die Kunst bei uns nun allen Werth verlohren hat.

Vielleicht läßt sich, wie H. Iselin in seiner Geschichte der Menschheit bemerkt, aus dem Mangel dieser Kenntniß das Feuer zu erzielen, die Gewohnheit erklären, die wir fast bei allen alten Völkern antreffen, daß sie ein ewiges Feuer aufbewahrt haben. Die Vestalischen Jungfrauen der Römer und ihre Bestimmung ist bekannt. Einen ähnlichen Feuerdienst treffen wir an in Persien, bei den Natchen in Louisiana, und bei den alten Galliern. Und daraus mag endlich auch die Anbetung des Feuers entstanden seyn, die bei so vielen Völkern im Gebrauch gewesen ist.

J. C. G. Zornemann.

Neue Methode, alles Eisenwerk, das der freien Luft ausgesetzt ist, vor Rost zu bewahren.

(Aus dem London Magazine.)

Die Schweden (von denen wir dies haben) nehmen zu diesem Ende so viel Pech und eben so viel Oeher, wie sie zu dem vorhabenden Gebrauch für nöthig erachten, und vermischen beides mit so viel gutem feinem Ruß, daß es nicht gar zu dicke wird, sondern hinlänglich flüßig bleibt.

Mit diesem Gemische oder Salbe, beschmierem oder bemalen sie alles Eisenwerk mit dicken harten Streichpinseln von Schweineborsten.

Die Operation muß aber gleich im Anfange des Frühjahrs geschehen, damit das Pech durch die mäßige Wärme dieser Jahreszeit nach und nach so sehr gehärtet werde, daß es in den heißen Sommertagen nicht schmelzen kann.



Durch die Erfahrung hat es sich bestätigt, daß hierdurch das Eisen viel besser vor Rost bewahrt wird, als durch jedes andere Anmahlen; und dieses Mittel bestehet aus Sachen, die überall zu haben, und gar nicht kostbar sind.

Anekdote.

Wie der General Lally (der nachmals in Frankreich enthauptet wurde) nach der Eroberung von Pondichery als Kriegsgefangener nach England kam, verlangte er dem Englischen Admiral Pocock vorgestellt zu werden. So bald er ihn ansichtig ward, lief er mit offenen Armen auf ihn zu, nannte ihn seinen lieben Pocock, und sagte: „ich verehere Sie als den ersten Mann in ihrer Profession ob Sie gleich der ärgste Feind sind, den ich je gehabt habe. Ohne Sie wär ich Sieger und kein Gefangner. Als wir ausgegeltet nahm ich einige Musikanten mit, um den Frauzimmern nach erhaltenem Siege einen Ball zu geben; Sie ließen mir aber nur drei am Leben, und behandelten uns so hart, daß uns die Lust zum Tanzen vergieng.“

Etwas von dem Zustande des schönen Geschlechts in Europa, vor dem 15ten Jahrhundert.

Nach dem Umsturze des römischen Reichs bis ins 15te Jahrhundert, brachte das schöne Geschlecht seine mehreste Zeit in häuslicher Einsamkeit zu. Unbekannt mit den Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens, waren selbst vornehme Frauzimmer nur seltene und stille Zuschauer

solcher öffentlichen Feierlichkeiten und Spiele, bei welchen ihnen die Mode der damaligen Zeit zu erscheinen erlaubt. König Franz der Erste von Frankreich, war der erste, der Frauenzimmer an öffentlichen Festen bei Hofe einführte; vor ihm sah man an allen Höfen Europens nichts als graubärtige Politiker, die wider die Freiheit und Wohlfahrt ihrer Nebenmenschen complotirten, und Kriegsleute in voller Rüstung, um die menschenfeindlichen Entwürfe jener Graubärte in Ausführung zu bringen. In dem 13ten und 14ten Jahrhundert, war Eleganz und Artigkeit eine fast unbekante Sache, und kaum wurde ein gewisser Grad der Reinlichkeit als lobwürdig betrachtet. Der Gebrauch der Leinwand war noch nicht eingeführt, die feinsten Frauenzimmer trugen Hemden von Wollenzeug. Die Bürger der ansehnlichsten Städte gebrauchten in ihren Häusern dünne Holzsplitter und in Del getunkte Lumpen, anstatt der Lichter, die damals so selten waren, daß man sie nur zu Zeiten in den vornehmsten Häusern gewahr ward. Wein wurde nur in den Apotheken als eine Herzstärkung verkauft. In einem zweispännigten Karren durch die ungepflasterten unreinen Strassen zu fahren, wurde für ein so beneidenswertes Vorrecht des Adels angesehen, daß Philipp der Schöne solches den Frauen der Bürger versagte. Zur Zeit Heinrich des VIII von England führten die Grossen des Landes ihre Frauen hinter sich auf dem Pferde nach London, und aus London nach ihren Rittersitzen zurück. Dieser Equipage der Damen war ihre Reisekleidung angemessen, welche in nichts mehr als einer grossen Kappe und einem langen Mantel bestand, um sie auf dem Wege gegen Regen und Kälte zu schützen. 26.



Die Fische in dem Bodensee.

Das Schuppenvieh im Bodensee
 Erhielt in seiner feuchten Sphäre
 Verständniß von der Sittenlehre
 Sie wußten von dem Band der Ehe,
 Vom Recht des Meinen und des Deinen
 Vom Zeitgericht und Herrschaftssteinen,
 Schon mehr als mancher Kandidat:
 Doch nicht genug, man hielte Rath,
 Was Wolf und Bafedow geschrieben
 In Zukunft fleißig auszuüben.
 Der Schluß war gut, es blieb dabei;
 Der Nachbar war dem Nachbar treu,
 Man hörte nichts von Raub und Morden.
 Indessen war manch fetter Hecht
 Darüber hager und geschwächt,
 Ja lebend schier zum Nas geworden
 Da gieng nun erst der Jammer an;
 Und kurz ein jeder Widermann
 Fraß wie zuvor die schwächern Brüder
 Und so gedieh der Aufwuchs wieder.

*

*

*

So viel vom Bodensee: genug, für uns zu
 lehren,
 Daß mancher, wie er kann, muß trachten sich zu
 nähren.

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten.

Fünftes Stück.

Montags am 6. Aug. 1781.

An den Herausgeber der Oberrheinischen
Mannigfaltigkeiten.

Ihre Blätter sind so viel ich weiß dem Vergnügen und der Belehrung ihrer Leser gewidmet, und nicht dazu um den guten Namen und das Ansehen von Personen zu schmählern, die ihnen nicht nur nichts zu Laide gethan haben, sondern deren vorzügliche Menschenliebe und Rechtschaffenheit die Achtung jedes Viedermannes auf sich ziehen müssen. * Und in diesem letztern Falle befinden sie sich doch ganz ausdrücklich in ihrem Achten Stück vom 16. Jul. wo ihr Meister Görgge in seinem verkapten Handwerksthon den edlen Menschenfreund Cagliostro mit Schlangen-artiger Schärffe in den Versen sicht.

Hätten Sie's auch nicht versprochen alles was zu Wiederlegung dieses Briefs einkommen würde, Ihren Blättern einzurücken, so würde ich Sie doch, und zwar in nöthigem Falle öffentlich, gebethen haben, zur Steuer der Wahrheit, zur Ehre ihres Blattes und zur Freude der

* Wo mir recht ist haben Sie in Ihrem Prospectu alles Persönliche zu vermeiden versprochen.



gefränkten Menschheit, diese meine Abndung dieser Gbr-
giade beandt zu machen.

Es würde eine leichte Sache seyn den ganzen Wort-
fraam dieser Schmäheschrift Punkt für Punkt zu wiederle-
gen, wann ich's nicht für allzuniedrig hielte die Sarkas-
men die der Neid erzeuget, und die Finsternuß ausgebrü-
tet hat, der Ordnung nach vor dem Publico zu wieder-
fauen.

Ich werde also einen andren Weg einschlagen und zu
Enthaltung der ganzen Sache ein Gegengemählde aufstel-
len. Damit jeder, den es interressiren mag die Sache
in ihrem wahren Lichte sehen kann.

Der Graf Caliostro muß allerdings jedem der das erste
mahl von ihme reden hört eine seltsamme Erscheinung
seyn.

Es ist eine so ungewöhnliche Sache in unsern Zeiten
Menschen zu sehen die ohne Eigennuß, ohne Nebenabsich-
ten das Gute um seines eignen Werths willen thun, Men-
schen die sich weder vom Neide, noch von der Nachrede
irre machen lassen, ihren eignen Weg fortzugehen, und
die auf eine von allen allgemein angenohmenen Voruhr-
theilen unabhändige Art ihre Kräfte und ihre Kenntnisse
gerade so mitheilen, wie eigne Kraft und eigne Überzeu-
gung es ihnen gebietet. Dieß ist gerade der Fall des Her-
ren Grafen von Caliostro.

Dieser edle Frembbling, kam als Durchreisender nach
Straßburg. Er lebte in sanfter Ruhe, ohne Bekandt-
schaften zu suchen noch zu fliehen. Der Zufall, oder wann
wir bestimmter reden wollen, die Vorsehung machte sei-
ne Menschenliebe thätig. Einige glückliche Ehuren



zogen ihme einen Zulauf auf den Hals den er gewiß nicht suchte.

Die angesehensten Persohnen der Stadt wurden begierig einen Mann kennen zu lernen, der so edel handelte, und bald wurde sein Haus der Sammelplatz von Persohnen vom ersten Range.

Mit diesem Kreise von Menschen umgeben handelt unser Graf immer nach seiner eignen Weise fort. Jeder Prestehafte von welchem Stand er auch immer seyn möchte behielt ein Recht auf seine Hilfsbegierde und seine Thätigkeit. Nicht nur hat er beständig von Hohen und Niedern nicht den Schatten einer Belohnung unter keinerley Vorwand angenommen, sondern er hat ohne Aufsehen zu machen noch zu vermeiden viele Hundert Wohlthaten aus seinem eignen Sefel ausgestreut.

Dieses nebst seinem Verstande und seinen Kenntnußen hat ihm nicht nur die Freundschaft der vornehmsten und Einsichtvollsten Persohnen besonders des höheren Adels und der Generalität erworben, sondern auch drey viertel Jahre bis auf den heütigen Tag erhalten.

Die besondre Freundschaft und der vertraute Umgang mit einem Herr Marquis de la Salle, einem Herrn General de L'or einem Herrn Baron von Flaxland, können nur bey Boshaften und Übelgesinnten ein zweydeutiges Licht für eine Persohn zuräck lassen, die öffentlich damit beehrt wird

Zu diesem kömmt noch die auszeichnende Art womit der Herr Marechal de Contade unsren Gräfen empfangen hat, welcher nebst seiner Gattin öfters bey ihme speißt,



Ist dieses alles nicht genug so soll doch die vorzügliche Achtung, und die genaue Bekandtschaft eines Herren Cardinals von Rohan dessen Hohe Gaben und Einsichten Ihr Philosoph Herr Iselin in seinen Ephemeriden schon ein so ausgezeichnetes Denkmal gestiftet hat, für unsren Grafen Bürg seyn, daß er unmöglich ein Mann von schlechtem Schlag seyn kann; wie es ihr Gevatter Sorge auf eine böshafte, schändliche Art zu verstehen geben will.

Ein Mann den der Groß-Almosenier von Frankreich in seinem eignen Hause besucht, den er an seiner Seiten nach Paris und wieder zurück führt, dem er dorten alle ersinnliche Ehre beweist, und ihn mit Ruhm und Ehrenbezeugungen gekrönt wieder nach Hause bringt, den er zu sich mit seiner Gattin nach Saveræ einladet, und ihm den halben Weg entgegen kömmt. Dieser Mann kann weder ein hergeloffener Landstreicher noch ein Mann von zweutigem Ruffe seyn, sonst würde ihm dergleichen ganz gewiß nicht wiederfahren.

Alles was ich hier sage sind Facta von deren Wahrheit sich jeder stündtlich überzeugen kann, der in Straßburg Bekandtschaften hat, und die keine der Persohnen die ich hier nenne in Abrede seyn wird.

Einem solchen Mann soll es denke ich erlaubt seyn in Straßburg sein Geld zu verzehren auf eine selbst beliebige Art, und seinen Nahmen und sein Vaterland sagen, oder nicht sagen zu wollen, mit einem Professor der so viel Recht auf ihn haben möchte, als Rabeners Schul Monarch auf den Schatten des Cicero, arabisch zu sprechen, oder nicht. Wohlthaten auszuüben wie er's will, und



wann ers für gut befindet, ohne daß der verkapte Meister Sorge mit seinem steiffen Bein darüber zu grunzen hat.

Gesetzt auch dieser Mann thäte gar nichts gutes, wer hätte ein Recht welches von ihm zu fodern? Wer kann ihn zwingen mit Aerzten umzugehen, wenn er nun einmahl kein Liebhaber von Aerzten und von der europäischen Medicin ist. Wer kann's ihme verbieten, wann er asiatische Kenntnisse zu besitzen behauptet, so lange wir nicht gezwungen werden, wieder unsren Willen daran zu glauben. Wer hat endlich die Macht von ihme jede selbst beliebige Ehre auf selbst beliebige Art zu erzwingen, und ihme als ob er ein Gott seyn müßte die Unfehlbarkeit aufdringen zu dürfen.

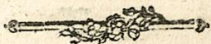
O Menschen wann wollt ihr gerecht, wann wollt ihr billig werden lernen.

So weit meine Gegengemälde zur Gorgiade.

Es ist nicht Schüchternheit, nicht Mißtrauen in das was ich sage, daß ich mich nicht nenne. Will der Verfasser des erwähnten Briefs seinen Namen entdecken, und ist er von einer Art daß ein Biederman neben ihm stehen kann, so will ich so laut und so öffentlich als er will alle seine Lästerungen zu Grund bohren.

Hier ist's nun nicht der Ort um die Apologie des Grafen zu machen, sonst würde ich mit vielem Vergnügen aus der Fülle des Herzens, alles das Edle und Gute das ich täglich von ihm sehe, erzählen.

Aber ich müßte fürchten die Bescheidenheit des wirklich grossen Mannes und die Würde des Gegenstandes zu verletzen wann ich bey Anlaas einer Schmähschrift, mit einem sich in Dunkelheit einhüllenden Verläünder, auf



den Kampf Plaze r'abstiege und seine schaalen Unwahrheiten im detail wiederlegte.

Strasbourg ce 21 Juillet 1781.

* Der unbekante Verfasser des hier vorstehenden Aufsatzes, erkennt: daß unsre Blätter dem Vergnügen und der Belehrung gewidmet sind. Wie kann also derselbe vermuthen, daß ich eine Schmähschrift (— und der Ausdruck kömmt oft vor!) wissentlich würde abdrucken lassen? — fern sey das von mir! — Es ist mir um Wahrheit zu thun, um Aufklärung eines Phänomen's, das nicht Strاسبurg allein, sondern der ganzen Menschheit wichtig seyn muß. Wichtig, wenn die Facta wahr sind, daß der Herr Graf Caliostro alle Presthafte curirt —: (wird dadurch nicht ein neues Licht in der Arzneykunst durch ihn aufgesteckt? muß er nicht eine neue Epoche in der Geschichte der Krankheiten und der Heilarten festsetzen?) — und auch wichtig! doppelt wichtig! — wenn eine freundschaftliche Warnung unserem Mitmenschen zuruft: Hüte dich vor Schaden! Sey behutsam! traue nicht gleich dem Vorurteile, das einige hegen können — Wie kann eine solche Schrift, eine Schmähschrift genannt werden? Und hat dann der vorstehende Aufsatz, die im achten Stück enthaltene Facta widerlegt? — So schön und wohl ausgearbeitet er auch geschrieben ist! (Einige hüzige Ausdrücke abgerechnet, die ich der warmen Freundschaft, für die Person des Herrn Grafen Caliostro, zuschreibe!) — so sind doch nicht Facta gegen Facta gestellt worden. — Ich lebe nicht in Strاسبurg, ich bin kein Aug- und Ohrenzeuge der Thaten und des Characters des Herrn Grafen Caliostro; ich kenn' ihn nicht! — und absichtlich hab' ich im achten Stücke dieser D. M. gesagt: daß ich jeden Aufsatz, der mir zur Widerlegung, oder zu mehrerer Aufklärung der Thatfachen eines Mannes, würde mitgetheilt werden, — von einem Manne, der in der That verdient, vom Publikum näher gekannt zu seyn, — in dieser Wochenschr. — auch würde abdrucken lassen. Unpartheyischer kann niemand handeln. — Vorstehenden Aufsatz geb' ich, wie ich ihn erhalten, nach Styl, Ton und



Orthographie — ich nehme keinen weitem Theil daran, als daß ich nochmals ausdrücklich erkläre, daß diese Blätter kein Sammelpfad persönlicher Beleidigung seyn können und sollen, sondern wahre Facta angezeigt seyn müssen, die zur Erklärung der Thatfachen eines Mannes dienen, dessen Unternehmungen die ganze Menschheit interessirt, und der unsre ehrerbietigste Hochachtung oder aber die äußerste verdient, wenn der Beybrauch verschwindet, der ihm jetzt geopfert wird, und die Wahrheit in ihrem hellen Glanze erscheint.

Ueber die Obstbäume, und ihren schädlichen Insecten.

Mein Herr!

Ich sehe aus Ihrer geehrtesten Zuschrift sehr ungerne, daß es mit Ihren Obstbäumen nicht recht fort will, und daß sie von vielerlei Arten Ungeziefer sehr leiden. Sie verlangen meinen Rath darüber; und warum sollte ich Ihnen solchen nicht gerne mittheilen? Ich habe es Ihnen schon gesagt, daß auch die Obstbäume ihre Feinde haben, die ihnen nach dem Leben trachten und den Untergang drohen. Diese sind von verschiedener Art. Einige beschädigen die Wurzeln der Bäume; andere ihre Rinde; noch andere die Knospen derselben; wieder andere die Blumen der Bäume; noch andere die Blätter derselben; und wieder andere die Frucht selbst. Sehen Sie mein Werthester, so ist es mit den Obstbäumen beschaffen, und daraus erhellet zugleich, daß es nicht genug sei, den Baum nur gepflanzt zu haben, sondern, daß er auch die genaueste Aufsicht erfordere. Diese aber ist nur hauptsächlich nöthig, so lange



der Baum noch jung ist. Ich will Ihnen jetzt eine jede Art derselben etwas näher beschreiben, und die Mittel zu ihrer Vertilgung an die Hand geben.

Die erste Art ist diejenige, die den Baum an seinen Wurzeln beschädiget. Das thun die Maulwürfe, die Raxen, die Mäuse, und die Ameisen. So bald aber die Wurzeln eines Baumes leiden, so stehet der ganze Baum in Gefahr zu Grunde zu gehen. Daher muß man suchen solche entweder zu vertilgen, oder doch von dem Baume zu entfernen. Unter ihnen sind die Maulwürfe die vornehmsten, denn ausserdem, daß sie das Erdreich unter den Wurzeln hohl machen, und dieselben dadurch von der Erde entblößen, so bahnen sie auch den Raxen und Mäusen den Weg dahin, die dem Baume alsdenn bald das Garaus machen. Hier muß man nun suchen, sich der Maulwürfe zu versichern. Das geschieht am besten dadurch, daß man in der Nachbarschaft des Baumes die Gänge derselben aufspüret. Findet man solche, so stellet man daselbst eine Falle hin, und bemächtigt sich vermittelst solcher derselben. Es gibt verschiedene Arten solcher Fallen, einige mit langen eisernen Nägeln, andere aber mit Schlingen von Eisendrath. Mir gefällt die letztere Art vorzüglich, und es fehlet bei dem Gebrauche derselben nicht leicht, daß der Feind nicht sollte gefangen werden, wenn er, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, seinem vorigen Wege wieder nachgeheth. Hat aber der Maulwurf schon sein Lager bei dem Baume, welches man aus den Hügeln abnehmen kann, die bei demselben aufgeworfen sind, so muß man mit einer Handkelle, oder Schaufel die Erde hinweg thun, den Gang des Maulwurfs auffuchen,

solchen mit Erde ausfüllen, und den Maulwurf von dem Baume abzuleiten suchen, dadurch, daß man in einiger Entfernung vom Baume das Erdreich umgräbt.

Wo der Maulwurf voran gegangen ist, da folgen die Raxen und Mäuse gerne bald nach. Und was richten diese nicht für Verwüstungen unter den Bäumen oftmals an! Ich habe selbst mehr als eine traurige Erfahrung davon gehabt. Ein Paar Bäume, die in dem besten Wachsthum und voller Laub waren, fielen mir einstmals um. Ich wollte sie wieder aufrichten, fand aber zu meiner nicht geringen Bestürzung, daß die Raxen und Mäuse nicht allein alle Wurzeln abgefressen, sondern auch den Baum selbst in der Erde so abgenaget hatten, daß er einem spitzen Keile ähnlich sahe. Das war eine Folge davon, daß ich dem Maulwurf nicht genugsam nachgespürt hatte. Aber wie vertreibt man die Raxen und Mäuse von den Bäumen? Arsenik u. dergl. geht in den Häusern wohl an, wenn gehörige Vorsicht dabei gebraucht wird. Aber im Felde und in den Obsthöfen würde solches zu weitläuftig und mislich seyn. Ich rathe daher zu einem andern Mittel, und ich kann wohl sagen, daß es das einzige Präservativ dawider ist. Man pflanze bei jedem Baum eine oder zwei Bollen Knoblauch, so wird ihm keine Raxe oder Maus schaden. Vielleicht ist ihnen der Geruch zuwider. Gewiß ist es aber, daß es hilft.

Auch die Ameisen thun den Wurzeln der Obstbäume Schaden. Diese werfen zuweilen eben solche Hügel auf, oder bringen sie zusammen, als die Maulwürfe; oder sie laufen bei den Bäumen häufig herum. Diese sind so leicht nicht zu vertilgen, weil sie in ungeheurer Menge da sind.



Man preiset verschiedene Mittel an, dadurch sie vertilget werden können. Man soll z. B. ein Gefäß mit etwas Honig bey dem Baume setzen, und weil sie bald dahin ziehen werden, könne man sich ihrer bemächtigen und sie tödten. Besser aber ist es, wenn man kochend Wasser bei der Hand hat, daß man alsdenn eine solche Ameisenwohnung samt den Eiern verbrenne. Es verstehet sich von selbst, daß dies Begießen mit siedendem Wasser in einiger Entfernung vom Baume geschehen müsse, widrigenfalls würde man samt den Ameisen zugleich auch die Wurzeln verbrennen. Thut man darauf etwas Ruß aus dem Schornstein ins Wasser, so kann man solches wohl durch einander gerühret an die Wurzeln der Bäume gießen, darauf sich die Ameisen denn bald verlieren werden.

Anderer Geschöpfe thun den Bäumen an ihrer Borke oder Rinde Schaden. Daher wird ein gewisses Insect von Raupenart, aber roth und glatt ohne Haare, der Borkwurm genannt. Er entstehet da, wo der Baum verwundet ist, und man kannt ihn nur dadurch fortschaffen, daß man mit einem scharfen Messer solche Stelle ganz aufschneidet, und sie darauf mit einer Baumsalbe wieder bestreicht. Nächst dem thun die Schafe und Ziegen, wie auch die Haasen den jungen Bäumen vielen Schaden, wie auch alles übrige Vieh, wenn es dahin kommen kann. Schafe und Ziegen, Pferde und Hornvieh kann ein guter Hauswirth allemal von seinem Obstgarten abhalten, wenn er keinen grossen Abgang und Verlust an seinen Bäumen leiden will. Auch muß sein Obstgarten noch in langer Zeit kein Weide- oder Grashof werden. Was aber die Haasen anlanget, so ist es in Ansehung derer schon mißlicher.



Schießen darf er sie nicht, wenn ihm nicht das Recht dazu zustehet; und Schlingen zu stellen ist auch in den mehresten Orten verboten. Was ist also dabei zu thun? Den Stamm der Bäume mit Theer zu beschmieren, rathe ich nicht, wohl aber ihn mit Dornen u. dergl. zu umwinden.

Ich komme zu einem andern Insect, das die Knospen der Pfropfreiser oder andere junge Bäume vernichtet, wenn man nicht bei Zeiten darnach siehet. Es ist solches hier unter dem Namen des Knospenbeißers bekannt, und ich weiß keinen andern Namen davon anzugeben. Dies Insect ist ein ganz kleiner länglichter weißer Wurm. Er erzeuget sich nahe an den Knospen in einem feinen Gewebe, frisst die Knospen von oben an, und dringet bald bis ins Herz derselben. Wird er nicht früh genug bei Seite geschafft, so ist die Knospe verloren, daraus ein Hauptzweig des künftigen Baumes werden sollte. Will man diesem Uebel vorbeugen, so muß man fleißig nach seinen Bäumchen sehen, und den schädlichen Wurm, wenn er noch im Ei ist, tödten. Ist er aber schon ausgebrütet, so durchsuche man die Knospen, und man wird ihn leicht bei den angefressenen finden können. Man nehme zu dem Ende eine Stecknadel, öfne damit die angefressenen Knospen und nehme vermittelst derselben den Wurm heraus. Zu verhindern, daß sich nicht ein neuer Wurm daran mache, nehme man etwas Baumwachs, und umgebe damit die Knospen, so ist man für die folgende Zeit gesichert.

1. Anmerkung: Bei grossen erwachsenen Bäumen würde diese Arbeit beschwerlich und unmöglich seyn. Ueberdem macht man sich auch eben nicht viel daraus, ob eine Knospe verloren gehet oder nicht. Bei



Afropfreisern hergegeben und ganz jungen Bäumen, muß man sich diese Arbeit nicht verdriessen lassen.

2. Anmerkung: Weil beim Herausnehmen des Wurms mit der Stecknadel die jungen Blätter, die sich noch nicht ausgewickelt haben, gemeiniglich verletzt werden, so rathe ich mit einem scharfen Okulir- oder Federmesser die Knospe bis an die Hälfte wegzuschneiden, damit nicht etwa eine Fäulniß entstehe, die eben so schädlich seyn dürfte.

Es gibt noch eine andere Art Insect, das, wenn die Bäume in der Blüte stehen, die Blumen derselben angreift, und solche verdirbt. Es ist solches eine Art Fliegen, die ihre Eier in die Blumen hineinlegen. Solche Blumen verlieren sogleich ihre Fruchtbarkeit, schliessen sich, um den Wurm auszubrüten, vertrocknen, und gewinnen das Ansehen, als ob sie verbrannt wären. Was ist darwider für ein Mittel? Ich gestehe es gerne, daß ich nicht im Stande bin dergleichen anzugeben, und begnüge mich das Uebel selbst angezeigt zu haben. Vielleicht könnte es von einigem Nutzen seyn, wenn man solche Blumen mit kaltem Wasser begösse.

Anderere Insecten sind den Blättern der Bäume nachtheilig. Ich kenne drei Arten derselben, als: Die Raupen, die Käfer und die Ameisenfliege.

Was die Raupen an den Bäumen für Verwüstungen anrichten können, das brauche ich nicht lange zu sagen. Oftmals nehmen sie dergestalt überhand, daß kein Blatt auf dem Baume bleibt; und die Folge davon ist, daß das Obst zur Unzeit reift, abfällt, und ganz unschmackhaft wird. Diesem Unheil kann nicht anders abgeholfen



werden, als daß man sie zu rechter Zeit absucht. Dazu aber gehöret einige Kenntniß; und weil es am sichersten ist, dies Ungeziefer in seinen Eiern zu zerstören, so muß man auch wissen, wo man solche finden soll. Die Raupen, die den Obstbäumen schaden, sind von verschiedener Art, und ich will die bei uns gewöhnlichen bekannt machen, und zeigen, wie man solche vertilgen soll. Ich rechne dazu

1.) Die Ringelraupe, die beinahe einen kleinen Finger lang, dabei etwas rauch und von Farbe theils gelbbraun, theils himmelblau ist. Diese Art kann nicht füglich in den Eiern getödtet werden. Denn weil die Phaläne sie an kleinen Zweigen der Bäume in einem breiten Ringe anklebet, der der Borke des Baumes gleich siehet, so hält es schwer, sie ausfindig zu machen. Wo man aber antrifft, muß man den Zweig wegschneiden und mit demselben die Eier verbrennen. Haben indessen die Eier oben schon eine Oefnung, so ist es ein Zeichen, daß die Raupen schon ausgekrochen sind. Alsdenn durchsuche man des Morgens und Abends, wie auch bei kaltem und regnigtem Wetter die Bäume an den Orten, wo sie sich in starke Zweige zertheilen. Hier wird man ein starkes Gespinnste, und auf demselben eine grosse Menge Raupen gewahr werden. Alsdenn nehme man einen Topf und scharre die Raupen hinein, so kann man sie auf eine bequeme Art tödten.

2. Die bunte Winterraupe ist die andere Art die sich hier findet. Sie führet diesen Namen, weil sie schon im Herbste aus dem Ei kömmt, und den ganzen Winter hindurch dauret, aus welcher eine ganz weisse Phaläne kömmt, davon das Weibchen am Hinterleibe, einen Büschel



goldgelbe Haare hat, damit sie die Eier bedeckt, die sie in einen Haufen zusammen legt. Man kann das Insect nicht wohl in den Eiern, auch nicht in der Puppe, und eben so wenig in der Phaläne zerstören. Es bleibt also nichts übrig, als die Raupe selbst zu tödten. Wenn solche im Herbste aus dem Ei gekrochen, so führt sie ein geselliges Leben, und nähret sich noch von den Blättern, die sie nur an der einen Fläche etwas benaget. So bald die Blätter wegen des herannahenden Winters anfangen abzufallen, begiebet sich die ganze Brut in die äussersten Spitzen der Bäume, und verfertiget daselbst ein starkes dichtes Gespinnste, in welchem sie sich den ganzen Winter hindurch aufhält. Solche nun zu vertilgen verfähret man folgender Gestalt. Vom Herbste bis zu Anfang des Frühlings, ehe noch die Witterung merklich warm wird, und die Knospen anfangen zu treiben, nimmt man die Baumscheere und schneidet vermittelst derselben die Spitzen der Zweige, woran sich dergleichen Raupennester befinden, ab, sammelt solche sorgfältig auf und verbrennet sie. Die dritte Art Rauven die hier sehr häufig angetroffen wird, ist —

3. eine schwärzliche, die auf dem Rücken mit feinen kurzen gelbbraunen und auf den Seiten mit weissen Haaren besetzt ist. Der Vogel, der daraus entsteht, legt seine Eier, die eine kegelförmige Gestalt haben, gegen den Herbst auf die Blätter der Bäume beisammen, welche nicht leicht ausfindig gemacht werden können. Man muß daher sein Augenmerk auf die Raupe selbst richten. Diese kriecht noch vor dem Winter aus dem Ei, und wenn die Blätter im Herbste beginnen abzufallen, so verbirgt sich eine ganze Brut in einem Blatte, oder auch wohl in

mehreren, überspinnet solches und befestiget den Stiel des Blatts an dem Zweige, daß es nicht abfallen kann, und in dieser Wohnung halten sie sich den Winter hindurch auf.

Die Nester muß man auf eben die Art, und zu eben der Zeit sammeln, wie solches bei der vorigen Art angezeigt worden. Weil diese Raupen aber bei der geringsten Wärme sich an einem Faden von dem Baume herablassen, woran sie sich auch wieder hinaufwinden können, so muß man mit aller Behutsamkeit dabei zu Werke gehen. Das sind die bei uns gewöhnlichen Raupen. Und wenn es schon bei grossen Obstbäumen einige Mühe kostet, ihrer habhaft zu werden, so ist es doch bei jungen Bäumen ein leichtes, und ein Glück, daß solche nicht so sehr davon angefochten werden.

Die Käfer sind den Obstbäumen ebenfalls schädlich, und verderben die Blätter und Früchte. Von kleineren Bäumen lassen sie sich indessen leicht absuchen. Größere Bäume hergegen muß man schütteln, dadurch sie alle herunter fallen werden, wo man sie denn vertilgt. Man muß sich hüten, daß kein Federvieh gegenwärtig sey, wenn die Käfer abgeschüttelt werden. Sie fressen solche begierig, aber finden auch dabei oft ihren Tod, weil sie solche nicht sobald wieder los werden, und in dem Kropf des Huhnes lange beim Leben bleiben. Eben so nachtheilig als die Käfer, sind den Obstbäumen —

Die Ameisenfliegen. Ich nenne sie also, weil sie die völlige Gestalt der Ameisen haben, nur daß sie größer und mit Flügeln versehen sind. Solche verunstalten den Baum gar sehr, ziehen die Blätter zusammen, und machen, daß sie wie verbrannt aussehen. Sie legen ihre schwarzen Eier unter die Blätter, rollen die Blätter zusammen und geben ihnen ein übles Ansehen. Die beste Art sie zu vertilgen ist, daß man entweder die Blätter abbreche und



verbrenne, oder daß man die Eier in den Blättern zerdrücke. Zuletzt muß ich Ihnen noch

Von den Insecten Nachricht geben, die das Obst selbst angreifen und verderben. Solches sind die Wespen, die Ameisen, und der Wurm.

Was die Wespen anlangt, so weiß ich kein Mittel darwider, und in Ansehung derer muß man das Obst seinem Schicksal überlassen. Man tödtet sie indessen, wo man sie findet.

Oft bemerkt man auch, daß sich viele Ameisen auf dem Baume aufhalten, welche, wie die Wespen, das Obst, besonders das süße, als Birnen, einige recht reife Äpfel, Pfäumen und dergleichen anfressen und verderben. Diese kriechen von der Erde auf den Baum. Solchem aber kann dadurch abgeholfen werden, daß man am Stamme eine Stelle, etwa einer Handbreit, mit trockner weißer Kreide bestreiche, oder daß man etwas weiße Wolle nur lose um den Stamm binde; so wird man finden, daß sie nicht hinüber gehen.

Zuweilen trägt sich auch zu, daß ein Baum sein Obst früher, als gewöhnlich abwirft, und das Ansehen hat, als ob es reif wäre. Besiehet man solches indessen genauer, so findet sich, daß die Würmer die Ursache davon sind, die sich im Obste befinden. Ein Uebel, das sich nur selten bei jungen Bäumen zutrifft, bei größern und ältern aber desto gewöhnlicher ist. Das Mittel demselben abzuhelpen, ist dieses, daß man dem Baum alle seine Zweige nehme, und ihn ganz neues Holz wieder austreiben lasse. Denn da die Ursache, warum sich der Wurm im Obste befindet, ohne Zweifel daher rührt, daß der Baum zu viel harziges an sich hat; so kann solches auf keine andere Weise gehoben werden, als durchs Behauen des Baums. Diese Arbeit muß aber im Frühjahr vorgenommen, und so bald sie verrichtet ist, der Baum an den gehauenen Stellen mit Kuhmist mit Leimen vermenget, bestrichen werden.

Ich hoffe durch diese Zeilen Ihren Bäumen Hülfe und besseres Gedeihen zu verschaffen, wenn sie nach dieser Anleitung die Feinde von Ihren Obstbäumen vertreiben werden. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

Oberrheinische Mannigfaltigkeiten.

Zwölftes Stück.

Montags am 13. Aug. 1781.

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Capitain Cooks.

Die Reise von der Linie bis ohnweit des nördlichen Wendekreises ward ohne sonderliche Entdeckungen zurückgelegt. Hier aber erblickte man eine Insel von beträchtlicher Größe und weiter im Winde, oder nord-ostwärts, noch mehrere. Es kamen bald verschiedene Einwohner in ihren Canots, welche ungleich zierlicher und sauberer gearbeitet waren, als alles, was man bisher von der Art im Südmeere gesehen, von den Ufern herab, und das wunderbare und ungewohnte Phänomen genauer zu beobachten. Jedemoch wagten sie es noch nicht, nähere Bekanntschaft zu machen. Allein lange konnte man Leuten nicht widerstehen, die mit ganzen Hemden, Ballen von rothem Tuche und ähnlichen Kostbarkeiten winkten. Einer wagte sich also bei dem stillen Wetter mit seinem Canot dicht ans Schiff und seine Landsleute folgten ihm. Unsere Seefahrer vergassen nicht, nach ihrer Gewohnheit, sich durch Geschenke bei ihnen in Gunst zu setzen, und fuhren wohl dabei. Man zeigte denen, die an Bord steigen mochten, das ganze Schiff und entdeckte bei der Gelegenheit,



daß hier eine Sprache, welche nur wenig vom tabeitischen verschieden, im Gebrauch wäre. Bei der Durchsuchung des Schiffs begegnete ihnen auf dem Verdeck ein noch übrig gebliebenes Denkmal der tabeitischen Fleischtöpfe, ein dortiges Schwein. Diesen Umstand vergaß man nicht, von Seiten der Reisenden zu benutzen, und den Insularen, die das Thier gut kannten, zu verstehen zu geben, daß dergleichen sehr willkommen seyn würden. Kaum hatten sie das Verlangen der Fremden vernommen, so schifften sie sich in ihre Rähne ein und fuhren an Land. Eine Weile hernach sahe man eine weit grössere Anzahl dieser Fahrzeuge vom Strande abstossen; sie kamen in Menge dicht an die Schiffe, und warfen ihre Ladungen, welche in lebendigen Schweinen, und in Yamswurzeln bestanden, ohnentgeltlich hinein. In kurzer Zeit wimmelte es auf den Verdecken von Menschen, die man für ächte Unverwandte der Tabitier erkennen mußte. Es kam z. B. einer in die Küche, sah das Küchenmesser, ergriff und sprang im nemlichen Augenblicke damit über Bord. Mittlerweil waren die Schiffe dem Lande so nahe gekommen, daß er nicht weit zu schwimmen hatte; gleichwohl wäre er nicht entwischt, indem ein Boot, welches schon fertig lag, ihm nachsetzte, wenn er sich nicht mit Lebensgefahr in die fürchterlichsten Brandungen gewagt, und dadurch seine Beute in Sicherheit gebracht hätte.

Cook fand hier eine Rheebe, und gedachte wo möglich seine Schiffe mit frischem Wasser zu versehen, da es noch ungewiß war, wie bald er die Küste von Amerika erreichen würde. Er schickte also einen Offizier in einem starkbesetzten Boote ab, um einen Wasserplatz ausfindig zu



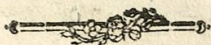
machen. Viele hunderte der Einwohner versammelten sich am Strande, ihn zu empfangen, ja, mit einemmale sprangen sie schaarenweis ins Wasser, packten das Boot an, und schienen im Taumel ihrer Freude, sogar Lust zu haben, es samt der ganzen Ladung auf ihren Schultern herauszutragen. Denen im Boote mochte bei dieser etwas zweideutigen Höflichkeit nicht wohl zu Muthe seyn; sie klopfen daher den rüstigen Insulanern, mit den Rudern derb auf die Finger, und als dieses nicht helfen wollte, glaubte der Lieutenant einen todtschießen zu müssen. In der That hatte der Schuß alle erwünschte Wirkung; die Leute verließen das Boot und schleppten den Leichnam ihres armen Landmanns in den Wald.

Mit Recht bezeigte der Capitain seinen Unwillen über diese unbesonnene That, und entschloß sich den folgenden Morgen selbst an Land zu gehen. Er fand wenigstens so viel tausend Einwohner, als Abends zuvor hundert gewesen waren, am Ufer versammelt. Nichts destoweniger ließ er das Boot anlanden, gab einem Matrosen seine Flinte, stieg unbewafnet und unbegleitet aus, und eilte der Menge entgegen. In dem Augenblicke fielen sie alle, ohne Ausnahme, platt aufs Gesicht vor ihm nieder. Gewiß ein rührender Anblick für den einzigen Menschen, der da gleichsam angebetet stand! Er schlug die Arme übereinander, sahe dem Schauspiel eine Weile mit Bewunderung zu, und schien sich selbst Beifall zuzulächeln, daß es mit der Ausföhrung dieser guten Leute, so nach Wunsche ging. Dann lief er zu denen, die sich durch ihre Kleidung, als Vorgesetzte auszeichneten, umhalsete sie, und hing ihnen allerhand Geschenke um. Gleich machten sich einige auf,



und giengen landeinwärts, kamen aber bald wieder mit ihrem Könige zurück. Jeder trug eine Handvoll Zuckerrohr, mit dessen schilfigten Blättern sie über dem Könige eine Art von Baldachin oder Thronhimmel machten, und so nahten sie allmählig mit gemessenen Schritten heran. In einiger Entfernung warf sich auch der König zur Erden vor dem Weltumsegler, und alles Volk um ihn her wiederholte diese außerordentliche Bewillkommung. Ich nenne sie außerordentlich, in Beziehung auf unsre Sitten; nicht daß ich glaubte, die Insulaner hätten Cook mehr Ehre angethan, als einem jeden andern fremden Könige nach ihrer Meinung gebührte. Es ist bekannt, daß dieser Gebrauch in den Inseln des Südmeeres schon eher bemerkt worden ist. Der holländische Schiffshauptmann Cornelius Schouten nebst seinem Gefährten Jacob Le Maire, war auf Horn-Eiland zugegen, als der dortige König eben einen Besuch von dem Könige einer nahegelegenen Insel empfing, wobei sie sich beide vor einander platt zur Erde niederwarfen. Man sieht diese Ceremonie auf einem Kupfer, welches der Reisebeschreibung beigefügt ist, sehr genau vorgestellt. Es hiesse demnach die Bewohner dieses entfernten Welttheils sehr unrichtig beurteilen, wenn man sich hiebei das mindste von einer Vergötterung träumen liesse.

Bisher hatte man einstimmig Tahiti, die Königin der Inseln im Südmeere genannt, allein eben so einstimmig mußte man jetzt bekennen, daß ihr Nihau (so hieß die neuentdeckte Insel) den Vorzug nicht bloß streitig machte, nein, völlig abgewann. Die unzählbare Volksmenge, der unsägliche Reichthum und Ueberfluß an den vortreflichen



Naturproducten; die Vollkommenheit aller Kunstfachen und dortigen Handarbeiten, hauptsächlich aber der edle Wuchs der Einwohner und besonders die Weiße und Schönheit des Frauenzimmers, — alles verrieth einen Wohlstand und einen Grad von Glückseligkeit der Tahiti weit hinter sich zurücke ließ. Auf der ganzen bisher so glücklichen Reise, hatte man noch keine freudenvollere Tage genossen, als eben die, welche hier beim Wasserfüllen verfrischen. Ohne Zweifel hätte sich die Schiffsgesellschaft gern bequem, eine Zeitlang durchlöcherter Fässer zu füllen, um desto länger in diesem bezauberten Aufenthalte bleiben zu dürfen. Zwar verbot ihr Befehlshaber anfänglich bei schwerer Strafe den Umgang mit dem Frauenzimmer. Allein so bald der Chirurgus entdeckt hatte, daß auch hier wie auf andern Inseln des Südmeers gewisse Krankheiten einheimisch wären, hob er sein Verbot wieder auf, und alsbald herrschte von beiden Seiten die größte Vertraulichkeit. Die Geschenke, welche der König und seine vornehmsten Hofbedienten von Cook erhielten, trugen vieles dazu bei, dieses gute Vernehmen zu bestätigen. Das letzte Ziegenpaar, welches sich noch auf den Schiffen befand, ward ebenfalls an Land gesetzt, in der Absicht die Insel mit neuen Hausthieren zu bevölkern.

Endlich, nachdem die Schiffe gehörig mit frischem Wasser und Lebensmitteln versehen waren, verließen sie Nihau und gingen nach Norden unter Segel, ihrer grossen Bestimmung entgegen. —

Cooks Entdeckungen an den westlichen Küsten von Nordamerika nahmen im März 1778 ihren Anfang; allein da es hier lediglich auf geographische Genauigkeit



ankommt, die man von Matrosen nicht verlangen kann: so müssen wir die Herausgabe der Reisejournale selbst abwarten. Die beiden Leute, von denen obiges gesammelt ist, erzählten unter andern, daß sie zweimal in sehr grosse und tiefe Meerbusen eingelaufen wären, die sie so lange für eine Durchfahrt nach Nordwesten gehalten, bis sie am Ende des Busens einen grossen Strom angetroffen hätten, diese Ströme beschreiben sie, als zwei der ansehnlichsten in der ganzen Welt. Nichts kann gefährlicher seyn als ihre Fahrt, längst einer so völlig unbekanntn Küste, wo Stürme und Nebel wechselsweise ihnen den Untergang drohten. Die Vorsehung wachte auch hier für die Erhaltung so vieler Seelen. In einer neblichten Nacht liefen sie bei frischem Winde ganz sorglos, ihrer Meinung nach, an der Küste hin, als sie plötzlich eine schwarze Klippe eines Steinwurfs weit, vor sich sahen. Cook ließ sogleich die Anker fallen, und rief dem wachhabenden Offizier auf der Discovery (dem kleinern Schiffe) mit dem Sprachrohre zu, ein gleiches zu thun, welches jener auch sofort ins Werk stellte. Am Morgen klärte sich auf; sie befanden sich mitten in einem Haven dicht vor einer Klippe, und sahen den Weg hinter sich, wo sie hineingesegelt waren mit so viel Klippen besät, daß sie nicht begreifen konnten, wie sie ohne Schiffbruch dahin gekommen. Zum Andenken ward der Haven Providence-Bay genannt.

In den verschiedenen Ankerplätzen, wohin theils der Sturm, theils auch gewöhnliche Bedürfnisse, die Schiffe trieben, liessen sich unsre Seefahrer mit den Nordamerikanischen Wilden ein. Aber Welch ein Kontrast zwischen den Bewohnern jener Zauberinseln, die sie eben verlassen



hatten und den rohen Horden dieser unfreundlichen Klüste: Wären die Schiffe unmittelbar von Neuseeland hieher gekommen, so hätte man sich allenfalls darin finden können; der Uebergang wäre noch immer erträglich geblieben, und man hätte auch in dem Chiaroscuro dieser Waldteufel einige Züge entdeckt, die eine kühne Zeichnung verriethen. Allein das Bild welches Taheiti und Tihau dem Gedächtniß eingeprägt, hatte mit seiner hellen Farbenmischung und seinen wollüstigen Umrissen die Augen zu sehr verblendet. Man erblickte in der Person der Amerikaner — deren Haut gräßlich in Farben ausgenäht, deren Gesichtszüge barbarisch waren und deren größte Freundschaftsbezeugung darinn bestand, daß sie ihren Gästen eine Schüssel voll geräucherter Menschenhände vorsetzten — die menschliche Natur auf einer verabscheuungswürdigen Stufe der Verwilderung. Der Umgang mit diesen ungesitteten Menschen hatte gleichwohl einen weit reellern Nutzen für die Entdecker, als jener Aufenthalt in dem südländischen Capua. Diese Leute, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, verkauften ihnen die schönsten und kostbarsten Pelzwerke, um die elendesten Kleinigkeiten. Jeder Matrose hatte seinen Kasten mit den besten Biberfellen angefüllt, und sich selbst, da es noch immer Nordwärts ging, Camisol und Unterkleider davon gemacht. Hernach lösete jeder in England ein auch zweihundert Pfund Sterl. aus dieser kostbaren Waare.

(Die Fortsetzung folgt.)



Ueber das Glückwünschen beim Niesen.

Ist es Religion? Ist es Aberglaube? Sind es physische oder moralische Ursachen, auf welche dieser alte und allgemeine Gebrauch, diese in ihrer Art einzige Gewohnheit sich gründet? Zeit und Umstände ändern fast jede andere Gewohnheit, nur diese allein bleibt immer die nemliche von jeher und bei allen Völkern.

Die Fabel lehrt uns, daß Prometheus, als er den ersten Menschen erschaffen, in einer gläsernen Flasche einige Sonnenstrahlen aufgefangen, und selbige nachmals seiner Statue unter die Nase gehalten habe. Diese Strahlen drangen sogleich durch alle Fibern des Gehirns, verbreiteten sich durch alle Arterien und Adern, und das erste Zeichen des Lebens, das diese Statue von sich gab, war, daß sie niesete. Prometheus, voll Freude über diesen glücklichen Vorfall, rief ihr sogleich ein: Glück zu! entgegen. Dieser Wunsch machte bei dem neuen Menschen einen so starken Eindruck, daß er ihn nie vergaß, und bei ähnlichen Fällen ihn seinen Mitgeschöpfen wiederholte. Die Erdichtung ist sinnreich genug, und könnte, nach Zeit und Umständen, als eine Anspielung auf die Geschichte des Knabens der Sunamitin angesehen werden, der von Elisa vom Tode auferweckt, als er das erste Zeichen seines Lebens von sich gab, siebenmal niesete. Allein, alles dieses gibt uns wenig Erläuterung über unsre Fragen. Vielleicht erhalten wir mehr Licht von den Rabbinen, von Leuten, welche die geheimsten und ältesten Ueberlieferungen aus dem Paradies, aus der Arche Noah, und von dem Thurnbau zu Babel in ihren Archiven aufzubewahren, vorgeben.



Unser Herr Gott, sagen diese, hatte nach der Schöpfung das allgemeine Gesetz gemacht, daß der Mensch nur einmal in seinem Leben niesen, und in eben diesem Augenblicke, ohne vorher krank gewesen zu seyn, seinen Geist aufgeben sollte. Dies war die gewöhnliche und bekannte Todesart bis auf Jacobs Zeiten. Dieser fromme Patriarch sagen sie weiter, der nicht so geschwind aus der Welt scheiden wollte, demüthigte sich vor dem Herrn seinem Gott, um Gnade vor ihm zu finden, und mit dieser Todesart verschont zu bleiben. Sein Gebet ward erhört, er niesete und starb nicht. Dies erregte nothwendig bei allen Anwesenden und bei denen, die es hörten, eine nicht geringe Bewunderung. Jacob ward krank. Abermals ein Umstand der höchst merkwürdig war, da man vorher von keiner andern Krankheit als von dem tödtlichen Niesen gewußt hatte. Die ganze Natur schien ihre bisher befolgte Ordnung zu verändern. Was war natürlicher, als daß man nachmals, so bald jemand niesete, ihm zurief: Es bekomme dir wohl!

Jede Nation hat ihre Lieblings-Schriftsteller. Die Heiden sowohl als die Juden hatten die Ihrigen, und uns fehlt es auch nicht an solchen, denen das Wunderbare gefällt. Sie erzählen, daß zur Zeit des Heil. Gregorius im sechsten Jahrhundert eine solche ansteckende und ungesunde Luft in Italien geherrschet habe, daß alle Leute, die nieseten oder gähnten, sogleich todt niederfielen.

Man könnte diese Erzählung als wahr annehmen, wenn nur die Geschichte damit übereinstimmte, die den Gebrauch beim Niesen: Gott helf! zu sagen, über tausend Jahre älter angibt. Wenigstens ist gewiß, daß zu Alexander des



Großten Zeiten diese Gewohnheit schon so alt war, daß Aristoteles den Ursprung derselben nicht anzugeben wußte.

Das gewöhnliche Kompliment, das die Griechen dem Niesenden machten, bestand, wie uns Olympiodor in seinem Commentar über den Phädon des Plato berichtet, in dem Worte: Lebe! In eben dieser Bedeutung sagte der Römer: salve! Die Griechen sagten auch wohl, wie wir noch jezo, Jupiter (Gott) helf! Sie sagten diesen Wunsch nicht nur gegen andere, die nieseten, sondern auch gegen sich selbst, wenn sie allein waren. Wenigstens kennen wir noch ein Epigramm, worinn auf eine beißende Art über die lange Nase eines gewissen Proclus gespottet wird, daß nemlich die Spitze derselben so weit von den Ohren entfernt sey, daß er nicht einmal höre, wenn er niese, um das Jupiter helf! zu sich selbst sagen zu können. — Bei den Römern gehörte es zur artigen Lebensart, beim Niesen ein Kompliment zu machen; Plinius spricht deutlich davon. Selbst Tiber, bei aller seiner affectirten Ernsthaftigkeit, ließ zu, daß man ihm diese Art Ehrerbietung erwies. Als sich dem Apulejus zufolge, jener Liebhaber in die Kleiderkammer verstecken mußte, und sich des Niesens nicht enthalten konnte, sagte der gute Alte, in der Meinung seine Frau niesete, das gewöhnliche: Wohl bekomm es! zu ihr.

Fast alle übrige Völker, auch in andern Welttheilen, haben diese Gewohnheit bis auf den heutigen Tag beibehalten. Wenn die Widertäufer und Quacker in England nebst mehrern Gebräuchen, die die gesittete Welt zur anständigen Lebensart rechnet, auch diesen als abergläubisch

abgeschafft haben, so bestätigt diese Ausnahme, welche nichts weiter als den Namen einer wunderlichen Grille verdient, vielmehr meinen Satz, als daß sie ihn entkräftet. Die Bewohner des äußersten Asiens und selbst der neuen Welt, die gewiß niemals etwas von den Griechen und Römern gehört haben, müssen uns zu Zeugen dienen. Wenn der König von Monomotapa nieset, so wird solches sogleich in der ganzen Stadt durch gewisse Zeichen oder durch Gebetsformeln, die man laut ablieset, bekannt gemacht, und die ganze Gegend erschallt von dem freudigen Zuruf der Einwohner: Es lebe der König! Die Spanier trafen diese Galanterie auch in Amerika an. Wenn der Cacique von Guachaja niesete, sagt der Geschichtschreiber der Eroberung von Florida, neigten sich die Indianer vor ihm, streckten ihre Hände aus, und baten die Sonne, ihren Fürsten zu beschützen, ihn zu erleuchten und jederzeit mit ihm zu seyn.

Aristoteles und andere glaubten die erste Anlage in der religiösen Verehrung des Kopfes zu finden. Der Kopf, sagten sie, ist der vornehmste Theil des menschlichen Körpers. In ihm entstehen die Nerven, die Lebensgeister und überhaupt alle sinnliche Empfindungen. Im Kopfe wohnt die Seele, ein denkendes Wesen, ein Theil der Gottheit, der von hier aus, als von seinem Throne das ganze übrige Gebäude des Menschen regieret und in Bewegung setzet. Dies war der Grund, warum dem Haupte eine so vorzügliche Ehre erwiesen wurde, daß die ersten Menschen bei ihm als einer heiligen Sache schwuren, daß sie kein Gehirn anrührten noch assen, daß sie, wenn sie davon sprachen, es nicht einmal mit der eigentlichen Benennung, sondern mit



dem Namen eines weissen Markes oder andern dergleichen nannten. Wenn die ersten Menschen einen so hohen Begriff von dem Kopfe und dem Gehirn hatten, darf man sich dann wundern, daß sie die Ehrfurcht bis aufs Niesen, als eine der merklichsten und fühlbarsten Wirkungen des Gehirns ausgedehnt haben? Der Aberglaube, der sich nur gar zu leicht allenthalben einmischet, suchte in dem Niesen, in diesem ganz natürlichen Phänomen etwas geheimnißvolles. Bei dieser einmal gefassten Meinung glaubten allerdings die Egyptier, die Griechen, die Römer und andere Völker, in dem Niesen etwas mehr als etwas natürliches zu entdecken, eine göttliche Erinnerung die gehörige Maasregeln in gewissen vorhabenden Verrichtungen zu nehmen, eine Vorbedeutung eines glücklichen oder unglücklichen Vorfalls, der ihnen begegnen würde — Eine Menge Beispiele aus der Geschichte beweisen dieses. Als Xenophon seine Armee anredete, und ein Soldat in dem Augenblicke niesete, da er sie zu einer gefährlichen, aber unumgänglich nöthigen Entschliessung aufforderte, nahm das ganze Heer solches als ein von den Göttern gegebenes Zeichen an, und Xenophon bediente sich dieses Umstandes, Gott dem Erhalter ein Dankopfer zu bringen, daß er durch ein sichtbares Zeichen seine Einwilligung zur Ausführung ihres Entschlusses erteilet habe. Als die getreue Penelope ihre ungestüme Liebhaber von sich abwies, und um Ulysses Rückkehr bat, niessete Telemach so heftig, daß das ganze Gebäude erschütterte. Dieses nahm die Prinzessin und der ganze Hof für ein untrügliches Kennzeichen der Erfüllung ihrer Wünsche an.

In Liebesangelegenheiten war das Niesen oft nicht minder entscheidend. Als Parthenis, jene griechische Schöne, die sanften Empfindungen, die ihr Herz für ihren geliebten Carpedon fühlte, ihm schriftlich zu erkennen zu geben sich entschloß, niesete sie eben, als sie den zärtlichsten Ausdruck hinschrieb. Und nun war sie überzeugt, daß der Gegenstand ihrer Wünsche, ihr Geliebter, in eben diesem Augenblick gleich zärtlich an sie dachte.

Die griechischen und lateinischen Poeten glaubten ihren Schönen nicht wenig zu schmeicheln, wenn sie ihnen vorsagten, daß die Liebesgötter bei ihrer Geburt genieset hätten.

Man gab bei dem Niesen auf verschiedene Nebenumstände acht, zu welcher Stunde, ob es am Anfange, oder während, oder am Ende einer gewissen Verrichtung mehr oder einmal erfolgte. — Wenn ein Gast über der Tafel während des Aufsetzens eines neuen Gerichts niesete, und er nachher nichts mehr aß; so ward solches als eine unglückliche Vorbedeutung ausgelegt. Wer beim Aufstehen des Morgens niesete, mußte den Tag über sich sehr in acht nehmen. Man niesete mit glücklichem Erfolg in den Stunden von Mittag bis Mitternacht, in den übrigen mit mindern Glück. Man gab auch beim Niesen auf die Konstellationen des Himmels acht.

Ich gebe also gerne zu, daß sich bei dieser Gewohnheit viel Vorurteil und Aberglaube und eben so viel Thorheit mit ins Spiel gemischt habe, wenn nicht in den Seelen der Klugen, wenigstens in der Denkungsart des gemeinen und aufgeklärten Mannes. Allein, ich möchte doch auch nicht gern behaupten, daß schlechterdings der Aberglaube



die Quelle dieser Gewohnheit sey, er hat nur einen Mißbrauch davon gemacht.

Es sind mehrere Gebräuche, deren Beobachtung die Mode oder die Kenntniß einer feinen Lebensart uns nothwendig machet, davon man aber keinen hinlänglichen Grund angeben kann. Montagne in seinen Versuchen, wirft die Frage auf: warum wünschen wir den Niesenden Glück? und beantwortet sie — darum weil das Niesen ein Wind ist, der aus dem Kopf kömmt, und nichts unanständiges an sich hat. Clemens von Alexandrien urtheilet minder vorteilhaft von dem Niesen, da er es für ein Zeichen einer Unenthaltbarkeit und Weichlichkeit hält; er ist sehr unzufrieden über diejenigen, die das Niesen durch fremde Mittel erzwingen, und sieht als eine gute Lebensregel an, daß man sich des Niesens so viel als möglich besonders in Gesellschaften zu enthalten suche.

Warum soll man aber geheimnißvolle und weitentlegene Ursachen dieses Gebrauchs suchen, wenn man sie näher haben kann. Vielleicht liegt der Grund davon blos in der Physik, deren Gesetze unwandelbar sind. Das Niesen ist eine gewisse Ausführung des Gehirns, und von jeher als ein Zeichen seiner natürlichen Wärme, seiner Kraft, seiner guten Einrichtung, in manchen Krankheiten als eine glückliche Crisis, kurz als ein Zeichen der Gesundheit angesehen worden, und in dieser Absicht verdienet das Niesen ein Kompliment der Umstehenden. Doch sind nicht alle Aerzte dieser Meinung! Olympiodor, Avicenna und Cardanus halten diese Würkung des Gehirns für zu heftig und gefährlich, und behaupten, daß sie mit einer Beklemmung des Herzens vergesellschaftet sey, wodurch der Grund der



animalischen Verrichtungen gestört werde, und daß sie, wenn sie einige Minuten anhielte, dem Menschen das Leben kosten müßte. Diese Meinung scheint übertrieben zu seyn; wenn sie aber wahr wäre, so könnte nichts billiger seyn, als demjenigen, der genießet hat, Glück zu wünschen, daß ihm solches keinen Schaden verursachet habe.

Unser jeziges Zeitalter, Dank sei es seiner freien Denkungsart, schafft viele lästige Gebräuche ab. Man trinkt nicht mehr mit ängstlicher Genauigkeit auf jedes anwesenden Tischgastes Gesundheit ein Glas Wein aus, man empfiehlt sich nicht mehr dem Wirthe und der übrigen Gesellschaft mit ausstudirten Abschiedsformeln. Vielleicht wird man auch bald ohne alle Ceremonie niesen können. Ich bins zufrieden. Und dann sehe der Criticus und Mosdeverständige diesen Aufsatz als Stoff zu einem Epitaphium an, daß diesem Gebrauche noch bei seinen Lebzeiten ist errichtet worden.

J. B.

Anekdote.

Catharina von Medicis, um sich den Segen des Himmels bei Ausführung eines gewissen Projects zu verschaffen, gelobte, einen Pilgrimm nach Jerusalem zu schicken, der auf seiner Wallfahrt bei drey Schritten vorwärts immer wieder einen rückwärts thun sollte. Ein Landmann aus der Pitar die übernahm die Vollendung des Gelübdes, brachte verschiedene Jahre damit zu, und erhielt bei seiner Rückkunft den Adel und eine Summa Geldes zum Lohn.



An das Publicum.

Das erste Vierteljahr dieser Wochenschrift neigt sich zum Schlusse, und ich hab alle Ursache mit der guten Aufnahme zufrieden zu seyn, die das Publikum, sowohl hier als anderwärts, dieser periodischen Schrift mit allen ihren Unvollkommenheiten, hat wiederfahren lassen. Ich bezeuge allen meinen resp. Pränumeranten, — und ihre Anzahl ist nicht geringe! — öffentlich dafür meinen Dank! — ihre fernere Zufriedenheit wird für mich der stärkste Antrieb seyn, dieser Schrift die möglich erreichbare Vollkommenheit zu geben. — So wie der Inhalt nach und nach reichhaltiger wird, so dürfen die resp. Interessenten nun zuverlässig auf einige Kupfer zählen, — die bereits in der Künstler Hände sich befinden, und im Laufe des zweiten Quartals, soll das erste Kupfer erscheinen.

Die Pränumeration auf das zweite Vierteljahr ist jetzt für die resp. Liebhaber offen. Eintreten kann man zu jeder Zeit; geschieht aber solches unterm Jahre, so müssen die vorhergehende Quartale des schon laufenden Jahres mitgenommen, und die ihnen auch zu 40 fr. roh, oder brochirt zu 44 fr. erlassen werden sollen. Diejenige aber, die nicht pränumeriren, zahlen für ein brochirtes Quartal 1 fl. — Denn es ist billig, daß die resp. Pränumeranten einigen Vortheil für ihren Vorschuß genießen.

Da der Abgang dieses Blattes größer geworden ist, als man vermuthete, und die erstern Bogen gänzlich vergriffen sind, so ist man wirklich beschäftigt, eine zweite Auflage davon zu veranstalten; welches allen auswärtigen resp. Pränumeranten zur Nachricht dienet, die mich deshalb mit ihrem Vertrauen beehrt haben und noch in einiger Geduld stehen müssen, ehe sie damit können bedient werden.

Oberrheinische
Mannigfaltigkeiten.

Dreizehntes Stück.

Montags am 20. Aug. 1781.

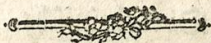
Von den spanischen Fliegen, welche in Sicilien
gesamlet werden.

(Aus H. Abts Sestini Briefen, 1ster Band S. 158.)

Catania, den 1. Merz 1776.

Um nichts zu übergehen, was für Sicilien einiger-
massen wichtig ist, will ich Ihnen jetzt etwas von den spa-
nischen Fliegen melden, einem kleinen Insecte, welches
aber für die Einwohner dieser Insel, wegen des vorteil-
haften Absatzes an die Ausländer, von ziemlicher Wichtig-
keit ist.

Die spanischen Fliegen oder Canthariden (*Cantharides officinarum*) werden jährlich in Sicilien in grosser Quan-
tität gefangen. Es ist eine grosse Fliege (oder eigentlich
ein Käfer) deren Farbe ins Goldgrüne und Blaue spielet,
die aber häßlich stinkt. An Grösze und Farbe ist das Insect
sehr verschieden: gemeiniglich beträgt die Länge 9 Linien
eines Pariser Zolles. Die beiden Fühlhörner sind beweg-
lich und sägeartig. Die Augen sind rund, der Kopf ge-
bogen, fast dreieckigt, und gleichsam mit einer kleiner
Naht versehen. Er hängt mit dem Bruststücke zusammen,



und hat 4 paarweise stehende Füße, welche gegliedert und unten sägeartig sind. Zwei etwas grössere Füße befinden sich an dem Bruststück, welches sich in 6 runde Ringe teilt. Die beiden Flügel des Insects sind mit Flügeldecken bedeckt, welche die obgedachte grünlänzende Farbe haben.

Man hat oftmals bemerkt, daß die spanischen Fliegen sich nicht in Sicilien erzeugen, und glaubt, daß sie aus weitentlegenen Ländern Asiens oder aus Aegypten kommen. Man sieht sie in unzählbaren Haufen wie Wolken jährlich zu einer gewissen Zeit, im May und zu Anfange des Junius, nach Art so vieler Zugvögel ankommen. Ihre Ankunft merkt man bald aus einem unangenehmen Geruche, wie ein volatilisches Salz, welches sie durch die Luft und allenthalben, wo sie sich niederlassen, verbreiten. Sie nehmen gleich Besitz von den Delbäumen, doch lassen sie sich auch auf Eichen und andern Bäumen nieder, deren Blätter sie zernagen.

So bald die Landleute den Geruch merken, welchen diese Insecten von sich geben, so wissen sie schon, daß solche auch nicht weit sind. Wenn sie solche nun auf einem Delbaum antreffen, wo sie sich gemeiniglich in grosser Menge beisammen aufhalten, so tragen sie früh, ehe die Sonne die Luft erwärmt, ein Tuch unter solchen Baum, und breiten es aus. Die kühle Nacht und der Morgen hat diese kleine Thierchen alsdenn so kraftlos gemacht, daß sie nicht fliegen und den Nachstellungen ihrer Feinde entgehen können. Sie fallen vielmehr in das untergebreitete Tuch, wenn man auf die Zweige schlägt und den Baum schüttelt. Andre sind gleich beschäftigt, sie aufzusammeln, und in



einen Sack oder Topf, den sie um den Hals hängen, zu werfen.

Darauf werden sie in die Sonne gelegt, getrocknet, und wenn sie recht trocken sind, mit Eßig besprenget. Warum dies geschieht, will ich nicht entscheiden, so viel ist gewiß, daß sie davon auslaufen, und mehr ins Gewicht fallen, wie man mich versichert hat; andere behaupten, es geschähe darum, weil sie davon geschwind ohnmächtig werden und sterben. Als ich im May des vorigen Jahres diesem Fange auf den Delbäumen zusah, geschähe dieses Besprennen mit Eßig gar nicht, sondern man that sie gleich in die Säcke, und wollten ja einige beym Auflesen von dem ausgebreiteten Luche davon fliegen, so schlug man sie mit Reifern nieder.

Wenn sie frisch gefangen sind, wird die Unze aus der ersten Hand mit 4 Grana und noch weniger bezahlt. Getrocknet sind sie nur den dritten Theil so schwer. Beim Verkauf an die Ausländer wird für den Cantaro 40, ja auch wohl 50 bis 60 Once gegeben. Es werden jährlich ohngefähr 40 Cantara versendet, welches im Mittelpreise, zu 50 Once gerechnet, 2000 Once, mehr oder weniger beträgt.

Die spanischen Fliegen (spanische Mücken, oder Vesicatorien) sind bekanntermassen das Hauptmittel zu Zug- oder Blasenziehenden Pflastern. Ihre Wirkungen sind bekannt, so wie ihr Nutzen.

In England und Holland werden auch gewisse Lächer mit diesem Insect gefärbt, und daher kauft man sie begierig auf. Das ist es, was ich Ihnen davon zu melden hatte. Man kann es eigentlich nicht ein einheimisches Product



nennen , sondern es ist ein ausländisches ; weil die Land-
leute hier aber den Nutzen davon kennen , so sammeln sie es
fleißig ein , und treiben einen einträglichen Handel damit.
Leben Sie wohl.

* Cantara ist an Gewicht 150 bis 160 Pfund.

Strasbourg 27. Jul. 1781.

Der Graf Cagliostro , gleichgültig über das Anstößige
so die Schrift des Herrn Dr. Ostertag wider Ihn enthält ,
konnte nicht mit gleichem Kaltfinn ansehen was der Löbl.
Magistrat von Strasbourg über Ihn dächte , und es war na-
türlich , daß Er wünschte daß derselbe da Er den Inhalt die-
ser Schrift nicht gelesen noch aprobiert hatte es auch auf eine
authentische Art bezeugte und dieses ist auf eine für Ihn sehr
schmeichelhafte Art beschehen durch die Erkantnuß des
Magistrats v. 16. Jul. zu Folge welcher der Königl. Prätor
geruht hat Ihm im Namen des Magistrats zu declariren
daß alle Glieder desselben einmüthig den Druck und die Be-
kanntmachung dieser Schrift mißbilligt haben , und daß sie
sehr entfernt seyen die Eindrücke anzunehmen die dieselbe
auf seine Rechnung auszubreiten gesucht hat.

Der Graf Cagliostro hätte mit seiner gewöhnlichen
Gleichgültigkeit über die Wirkung der Anfälle die man auf
Ihn wagt , über die Folgen dieser Sache ein gänzlich
Stillschweigen beobachten können , aber die Freundschaft,
wachsam für seinen Ruhm , hält es für nöthig sie bekannt
zu machen , und dieser Trieb auf den edelsten Grundstein

— die Hochachtung — gebaut, glaubt noch in sehr kleinem Grad sein Opfer gebracht zu haben.

* Für die Mannigf. eingesandt!

Anekdote.

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz hatte Zwistigkeiten mit dem Herzoge von Lothringen; beider Völker rückten aus, und der Kurfürst wurde bei dem Dorfe Genzingen 1668 geschlagen. Dies war zu wissen nöthig, um den nachfolgenden Befehl des Kurfürsten zu verstehen. — Die Wirthinn zu Weinheim höhnte darob den Kurfürsten in öffentlicher Gesellschaft, wie es überhaupt überall, auch noch jezo Sitte ist, daß in den öffentlichen Wirthshäusern das Wohl und Weh eines Staats beurtheilet wird, das zuweilen eben so unverständig geschieht, als in dem Fall vor der Wirthinn geschah, zumalen es ihren eigenen Landesherren betraf. Der Befehl lautet also:

„Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstl. Durchl. in gewisse Erfahrung kommen, daß des Wirths Frau zum Boek zu Weinheim ohnlängst sich gegen hohe Persohnen verlauten lassen, Chur-Pfalz hinführo eine Anzahl Gänß zu halten, damit man lieber mit Federn, als im Feldt Krieg führe; als haben Ihre Churfürstl. Durchl. ihr Anbiethen in Gnaden angenommen undt ist Dero gnädigster Befehl, daß gedachte Wirths Frau die Churpfälzische Canzley, jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martini und zwar nechstkünftigen Martini das erste mahl,



richtig liefern, auch daß dieses also geschehe, Canzley-
Director von Wollzogen darob halten solle.

Heidelberg, den 20. Aug. 1669.

Carl Ludwig. "

Eine feine Bestrafung ihrer staatsklugen Reden! —
eine Warnung für andere! —

Fortsetzung der Lebensumstände des berühmten Captain Cook's.

Man weiß bereits aus den Briefen des Herrn Prof. Pallas, an H. D. E. N. Büsching, daß Cook endlich die so lange freitig gemachte Meerenge, zwischen Asien und Amerika fand. An einer Stelle soll sie nicht über dreißig Seemeilen breit seyn, so daß man zur Noth in der Mitte beide Küsten sehen kann. Die Tiefe beträgt daselbst nicht über 25 Faden oder Klaftern. Das Eis hinderte ihn aber, weiter als bis zum 70 Grade N. Breite gegen den Pol zu dringen. Hier ließ er eine große Menge Wallrossen, welche Heerdenweis auf den Eischollen lagen, tödten, an Bord bringen und ihren Ehran einschmelzen. Das Fleisch war nicht esbar. Auf dem Rückwege berührte er die Inselgruppe, welche neuerlich von russischen Kaufleuten entdeckt worden ist, und von den vielen Steinfüchsen, die dort gefangen werden, den Namen hat. Auf der Insel Unalaska überlieferte er den Russen einen Brief, der im October 1778 datirt ist — am Ende desselben meldet er, daß er auch auf dieser Reise bisher nur drei Mann

verloren, worunter einer noch dazu eines gewaltsamen Todes gestorben. — Sodann eilte er nach dem sanftern Himmel innerhalb der Wendekreise zurück, um dort zu überwintern. Da ihn die neuentdeckten Inseln, wovon ihm nur Nihaui bekannt worden war, am meisten interessirten, so richtete er seinen Lauf dergestalt ein, daß sie ihm alle unter dem Winde liegen blieben, damit er eine nach der andern besuchen könnte. Mit dem Schluß des Jahres 1778. lief er mit beiden Schiffen in dem Haven der östlichsten Insel ein, welche von ihren Einwohnern O-Waihi genannt wurde. Cook aber gab der ganzen Gruppe, die aus 17 Inseln bestand, den Namen der Sandwich-Inseln.

Er ward in O-Waihi mit eben den Ehrenbezeugungen als in Nihaui empfangen. Wenn er an's Ufer stieg, fielen alle Einwohner, wes Standes sie auch seyn mochten, vor ihm zur Erde nieder; sie nannten ihn nicht anders, als O-Kuni, den Größten oder Obersten.

Der Umfang dieser Insel übertraf bei weitem die größte der Societäts-Inseln; und die Bevölkerung war daselbst noch ungleich stärker, so, daß es gleichsam von Menschen wimmelte. Dieses läßt sich auch aus dem Ueberfluß an Lebensmitteln schließen, der in der That unerschöpflich gewesen seyn muß; indem die Schiffe nicht nur während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts reichlich mit frischem Schweinefleisch versorgt wurden, sondern auch eine hinreichende Quantität einsalzen konnten, um alle ledige Fässer wieder mit Lebensmitteln auf fünfzehn Monate anzufüllen. Das Salz welches hiezu unentbehrlich war, bot sich ihnen am Meerstrande in größter Menge dar. Die Damswurzeln waren von ausnehmender Größe und von



der besten Art, so auch die Brodfrucht, Pifangs und andere Producte des Pflanzenreichs. Nur das Wasser in O Waihi, war in der Nähe des Havens nicht vom besten Geschmack, denn es stand größtenteils in Teichen, wie auf den freundschaftlichen Eilanden. Jedoch gilt dieses nicht von der ganzen Insel, welche in ihrem innersten bergicht ist, und überall Spuren ausgebraunter Vulkane zeigt, von denen sich verschiedene Bäche herab stürzen.

Ich habe es bereits gesagt, daß diese Inselgruppe alle Lobeserhebungen erschöpfte, die jemals von hungrigen oder verliebten Weltumseglern an ihre neuen Entdeckungen verschwendet worden sind. Die Ausschweifungen des Schiffvolks, die man längst aus andern Reisebeschreibungen kennt, stiegen in der That nirgends höher als in O Waihi, wo die vorzügliche Schönheit und Weiße des Frauenzimmers nur noch von ihrer Gefälligkeit übertroffen ward. Am Abend, wenn jeder bereits ein Mädchen gewählt hatte, standen noch zuweilen hundert ledige auf dem Verdeck, die umsonst auf einen Liebhaber gehofft hatten. Bei einbrechender Nacht sprangen sie dann zugleich ins Meer, und schwammen ans Ufer zurück.

Die Kleidung der Einwohner bestand theils in Zeugen von Baumrinde, theils in Mänteln, die mit Federn über und über bedeckt und ausgenäht waren. Jene Zeuge waren zwar nicht so fein als einige Gattungen der Tahitischen, aber ungleich regelmäßiger und geschmackvoller gemalt. Die Mäntel waren von verschiedener Länge, einige wie Husarendolimanns, andere länger, und einige reichten bis an die Fersen. Es ist bekannt, daß Federn in Tahiti für den kostbarsten Schmuck, und die rothen besonders

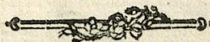
so hoch im Werthe, wie bei uns Juwelen gehalten werden. Diese rothen Federn waren dort so selten, und so unschätzbar, daß man (auch auf der Reise, der H. D. Forster beigewohnt) um eine geringe Quantität die wir in Tongatabu bekommen hatten, ihre prächtigen Kriegshabite und Trauerkleider, welche sie sonst nie verkauften, nebst Schweinen und was sonst im Werthe war, eintauschen konnten. Allein O-Waihi ist das rechte Land der Federn, hier sind schwarze, rothe, grüne, gelbe Federn, im größten Ueberflusse, weil die Vögel die sie tragen daselbst in Menge vorhanden sind, und ohne Mühe in Schlingen gefangen werden. Die Weiber verfertigen daraus runde, zolldicke Schnuren, oder Guirlanden, welche sie um den Hals und beim Tanze auf dem Kopf tragen. Ihre Tänze haben mit den Tahaitischen viele Aehnlichkeit, desgleichen ihre Pantomimen oder Possenspiele; die Musik kömmt mehr mit der von Tongatabu überein; denn sie haben auch die sogenannte Syringa oder Pansflöte aus acht Röhren.

Aus allem was wir bisher gehört haben, erhellt ganz deutlich, daß dieses Völkchen mit den Bewohnern der Diebsinseln, der Marquesas, der freundschaftlichen und Societätsinseln einerlei Ursprungs (und noch weit näher als die Neuseeländer verwandt ist. Bildung, Sprache, Regierungsform, Künste, Sitten, alles kömmt überein, alles zeigt einerlei Munterkeit des Geistes an, trägt das Gepräge derselben Wollust im Character, und zeigt mitten unter den sanftesten Sitten einerlei Spuren, der ohnlängst verlassenen Barbarei. Auch kann man die Einwohner von O-Waihi nicht für kriegerischer als jene



Völker halten. Es ist wahr, der König von Nihau verlor sein Leben in einer Schlacht gegen einen benachbarten König, der ihm seine von Cook erhaltenen Ziegen mit Gewalt entführen wollte; allein was die Trojaner nach dem Tode ihres Hector nicht thaten, das thaten die Insulaner in Nihau: sie rächten sich an der ersten Urfach des Kriegs, rissen die Unglückbringenden Ziegen in Stücken, und machten Friede! Uebrigens weiß man ja, wie oft die beiden Halbinseln von Tahiti in Streit gerathen, und blutige Treffen liefern, wobei schon mancher König den Thron, oder gar das Leben eingebüßt hat. Wenn man vollends sich erinnert, auf welche feindselige Art die Tahitier den Capt. Wallis empfingen, so wird man leicht einsehen, daß ihr jetziges furchtsames Betragen blos eine Folge der Verwüstung war, die seine Kanonen damals unter ihnen und ihren Pflanzungen anrichteten. Die Art, wie Cooks Tod an den Bewohnern von O-Waihi gerächt worden ist, mag sie jetzt vielleicht eben so zahm als die Tahitier gemacht haben. Denn ihre Art Krieg zu führen und ihre Waffen, sind mit den tahitischen fast einerlei. Nur haben sie ausser den Schleudern und Speissen, deren sich jene auch bedienen, noch hölzerne Schwerdter dergleichen Mendanna auf den Marquesas Eilanden gesehen, und weshalb ihnen die eisernen Degen, die Cook sogleich machen ließ, sehr willkommen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)



An die Leser!

Wir schliessen das erste Quartal dieser Wochenschrift, und schmeicheln uns, daß wir Ihnen, so viel es der Raum verstattete, mannigfaltige Materien, zur Unterhaltung geliefert haben. Haben wir nicht einen Jeden vergnügen können, so teilen wir unser Unvermögen darüber mit allen Sammlern, die sich mit der Herausgabe einer jeden periodischen Schrift — sie mag heißen, wie sie will — beschäftigen. Es gehört zu den Unmöglichkeiten, Allen zu gefallen. So viel wir indessen Stimmen aus dem Publikum gesammelt, haben wir verstanden, daß jeder Artikel seinen Freund gefunden habe; und das ist für uns die beste Aufmunterung und das würdigste Lob. Cooks Leben, das so allgemein gefällt, hat nicht ganz in diesem Quartal können geliefert werden — während der Ausgabe desselben, sind uns noch wichtige Beiträge mitgeteilt worden, daß wir also gewiß sind, es vollständiger zu liefern, als jede Lebensbeschreibung, die von ihm in Sammlungen, oder einzeln erschienen sind. — Die Fortsetzung dieses Instituts, das (über all unsern Erwartungen!) in so vielen Gegenden mit Beifall ist aufgenommen worden, wird sich immer reichhaltiger und interessanter zeigen, und wir werden sorgen, daß sowohl an Originalarbeiten (— und das nächste Stück wird mit einem Originalaufsatz des H. Prof. Sander's von Karlsruhe, das zweite Quartal anfangen. Wir würden dessen Bescheidenheit zu nahe treten, wenn wir das geringste zum Lobe dieses, in der Welt rühmlichst bekannten Gelehrten, etwas anführen wollten —) als auch an Auszügen und Uebersetzungen, die Befriedigung



unserer resp. zahlreichen Pränumeranten, so viel möglich erreicht werde. Originalarbeiten zeichnen sich von selbst aus — und überall anzuzeigen, woraus unsre Materien genommen sind, haben wir für den Zweck unsrer Blätter — jedesmal anzugeben, für unnöthig gehalten.

Ungeachtet wir nicht versprochen haben, einen besondern Umschlag um jedes Quartal zu geben, so glauben wir unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir Ihnen damit dienen. Künftig soll um jedes Quartal ein dergleichen Umschlag folgen und zwar gratis.

Zugleich ersuchen wir die H. Interessenten die gewöhnliche und so billig angelegte Pränumerations auf das zweite Vierteljahr mit 40 fr. oder 30 Solz gefälligst abzuführen.

Auswärtige lassen sich gefallen, für das Porto noch etwas wenig über die Pränumerations zu bezahlen. An den meisten Orten, die hier unten verzeichnet stehen, zahlen Sie vier Kreuzer, fürs ganze Quartal oder auch 5 fr. welches in aller Absicht ein sehr billiger Preis ist.

Diese Wochenschrift erscheint alle Montag, und wird ausgegeben zu Basel, beim Verleger, J. Jacob Churneysen, auf dem Leonhardsgraben, ferner zu :

Arau, bei Herrn Franz Ludwig Ruffli, Buchbdr.

Bern, { bei Herrn Gaudard, }
 { bei Herrn Joh. Anton Dchs, } Buchhändler.

Brugg, bei Herrn Abraham Frölich, neben der
 Messg.



Carlsruhe, bei Herrn Drechsler, Buchbdr.

Colmar, bei Herrn Joh. Georg Neukirch, Buchhändler.

Constanz, bei Herrn Anton Labhart, Hochfürstl. Hof- und Stadtbuchdr.

Emmedingen, bei Herrn Iselor, igr. Buchbdr.

Freiburg im Breisgau, bei Herrn Wagner und Comp. Buchhändler.

Luzern, bei Herrn Brunner, Post-Expeditior.

Mühlhausen, bei Herrn Joh. Michael Huber, Buchbinder.

St. Gallen, bei Herrn Reutiner, jünger, Buchhändler.

Straßburg, bei Herrn Joh. Friedrich Stein, Buchhändler.

Winterthur, bei Herrn Steiner und Comp. Buchhändler.

Zoffingen, bei Herrn Joh. Jacob Hog, Buchbdr.

Zürich, bei Herrn Fäsy, igr. Buchbdr. zur blauen Lilien.

Ausser den genannten resp. Ausgebern, wird dieses Blatt auch noch zu Biel, Buchweiler, Effringen, Rändern, Lahr, Lindau am Bodensee, Lörrach, Olten, Schaffhausen, und Solothurn, wöchentlich bei verschiedenen Freunden ausgegeben.



In Straßburg nimmt Herr Postmeister und Rathsherr Deutsch von allen auf seinen Cursen gelegenen Postämtern Bestellungen an.

Desgleichen auf allen Löbl. Kaiserl. Reichs-Postämtern sind Bestellungen zu machen, besonders zu Offenburg —

Auch kann man sich an das hiesige Löbl. Postamt wenden und einer prompten Expedition versichert seyn.

Basel, 1781. —

Inhalt des Ersten Vierteljahrs.

1. Stück. Anzeige über die Herausgabe dieser Wochenschrift. (Dienet zugleich statt der Vorrede.) — Revolutionen in der Diät von Europa, und von Deutschland besonders, seit 300 Jahren; von H. Professor Leidenfrost — Einige Lebensumstände von dem berühmten Weltumsegler, Capitain James Cook. *3.*
 2. Stück. Fortsetzung von der Diät — Fortsetzung von Cook — Anekdote von J. J. Rousseau. *17.*
 3. Stück. Fortsetzung von der Diät — Fortsetzung von Cook — Carl und Charlottens Tod — Von der besten Art, ausgestopfte Vögel in Sammlungen aufzubehalten. *33. 42. 45. 46.*
 4. Stück. Fortsetzung von der Diät — Fortsetzung von Cook — Von der Liebe zum häuslichen Leben — Anekdote von Rodney. *49. 54. 60.*
- 63.*



5. Stück. Beschluß von der Diät — Fortsetzung von Cook — Von den Eiern, Nestern und Flug der Vögel — Anekdote von Paris. ~~65.~~ ~~70.~~ ~~70.~~ ~~70.~~
6. Stück. Ritters von Scheideck Geschichte, Romanze von H. Huber — Ist der Mensch zur Freude geschaffen? — ~~81.~~ ~~91.~~
7. Stück. Beitrag zur portugiesischen Geschichte des Jahrs 1758. — Ist der Mensch zur Freude geschaffen? Fortsetzung — Beschluß: von den Eiern — der Vögel. ~~97.~~ ~~105.~~ ~~110.~~
8. Stück. Brief von Hanns Görge an seinen Gevatter Krummholz, (über den Grafen von Cagliostro) — und Anmerkung dazu — Ist der Mensch zur Freude geschaffen? Beschluß — Etwas vom Geschmack — ~~113.~~ ~~119.~~ ~~123.~~
9. Stück. Von den Vorurteilen der Menschen in Absicht auf ihre Gesundheit — Etwas vom Geschmack; Beschluß. — Fortsetzung von Cook — Vom Rang der Englischen See- und Landoffiziere. ~~129.~~ ~~136.~~ ~~38.~~ ~~44.~~
10. Stück. Fortsetzung von Cook — Von der Erfindung des Feuers — Methode, alles Eisenwerk vor Rost zu bewahren — Anekdote von Lally — Etwas von dem Zustande des schönen Geschlechts im 12ten Jahrhundert — Die Fische im Bodensee, ein Gedicht. ~~145.~~ ~~156.~~ ~~157.~~ ~~158.~~ ~~58.~~ ~~160.~~
11. Stück. Brief an den Herausgeber: über den Grafen von Cagliostro — und Anmerkung dazu — Ueber die Obstbäume und ihren schädlichen Insekten. ~~161.~~ ~~66.~~ ~~167.~~



12. Stück. Fortsetzung von Cook — Ueber das Glückwünschen beim Niesen — Anekdote von Catharina von Medicis — An das Publicum. ~~184~~ ~~185~~ ~~186~~ ~~187~~ ~~188~~ ~~189~~ ~~190~~ ~~191~~ ~~192~~ ~~193~~ ~~194~~ ~~195~~ ~~196~~ ~~197~~ ~~198~~ ~~199~~ ~~200~~
13. Stück. Von den hässlichen Fliegen — Eingefandter Bericht über den Grafen von Eagliostro — Anekdote von Kurfürst Carl Ludwlg von der Pfalz — Fortsetzung von Cook — Nachricht an die Leser — Inhalt des ersten Vierteljahrs — Advertissement.
- ~~193~~ ~~196~~ ~~97~~ ~~98~~ ~~200~~

Ein Schreiben von unbekannter Hand wegen eines Vorschlags — und Contribution — ist richtig eingegangen. Der Aufsatz fordert eine nähere Erklärung, ehe er kann abgedruckt werden; man bittet also um die wahre oder um eine fingirte Adresse, unsre Meinung zu sagen.

Die Romanze: Alexis und Louise — ist richtig eingegangen, und soll wo möglich seiner Zeit gebraucht werden. Doch sind uns kleinere Gedichte dieser Art angenehmer.